

Uwe Wittstock

Februar 33

Unkorrigierte Leseprobe

Sperrfrist für Berichterstattung:

26. August 2021

Jegliche Form der Berichterstattung vor Ablauf
der Sperrfrist ist nur mit vorheriger schriftlicher
Genehmigung des Verlags C.H.Beck erlaubt.

UWE WITTSTOCK

Februar 33

Der Winter der Literatur

C.H.Beck

In Erinnerung an
Gerta Wittstock
(1930–2020)
die im Februar 33 zwei Jahre alt war

Mit 25 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2021

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: © ullstein bild – Sobotta

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Werbemittel-Nr. 258078



klimaneutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

Ein Schritt über die Klippe*

Der Monat, in dem sich alles entschied 10

Der letzte Tanz der Republik * Samstag, 28. Januar 13

Die Hölle regiert * Montag, 30. Januar 32

Äxte an der Tür * Dienstag, 31. Januar 56

Fremdblütige Machwerke * Donnerstag, 2. Februar 61

Die genähte Zunge * Freitag, 3. Februar 00

Weiß nicht, was tun * Samstag, 4. Februar 00

Beerdigung im Regen * Sonntag, 5. Februar 00

Sitzungsroutine * Montag, 6. Februar 00

Hässliche, kleine, gewaltsame Naturen * Freitag, 10. Februar . . 00

Schutzstaffel für Schriftsteller * Sonntag, 12. Februar 00

Männer in schwarz * Montag, 13. Februar 00

Fieber und Flucht * Dienstag, 14. Februar 00

Die Tür zuschlagen * Mittwoch, 15. Februar 00

Die kleine Lehrerin * Donnerstag, 16. Februar 00

Ich gehe. Ich bleibe * Freitag, 17. Februar 00

Kein Schatz im Silbersee * Samstag, 18. Februar 00

Was soll das Schreiben noch? * Sonntag, 19. Februar 00

An die Kasse! * Montag, 20. Februar 00

Ziemlich gute Tarnung * Dienstag, 21. Februar 00

Die nächsten Wochen überleben * Mittwoch, 22. Februar 00

Minister zu Gast * Freitag, 24. Februar	00
Bürgerkriegsgericht und Polizeischutz * Samstag, 25. Februar	00
Reiseempfehlungen * Montag, 27. Februar	00
Die Diktatur ist da * Dienstag, 28. Februar	00
Aus der Welt gefallen * Mittwoch, 1. März	00
Die falsche Mutter * Freitag, 3. März	00
Nicht aufmachen! * Samstag, 4. März	00
Stimmabgabe * Sonntag, 5. März	00
Die Einsamkeit des Emigranten * Montag, 6. März	00
Mut, Angst und Feuer * Dienstag, 7. März	00
Lauter Abschiede * Mittwoch, 8. März	00
Unerwartete Attacken * Freitag, 10. März	00
Letzte Tage * Samstag, 11. März	00
Abfahrten * Montag, 13. März	00
Der Anblick dieser Hölle * Mittwoch, 15. März	00
Wie es weiterging * 33 Lebensabrisse	00
Nachwort	00
Dank	00
Benutzte Literatur	00
Bildnachweis	00
Personenregister	00

Stimmen zum Buch

«Packend und beängstigend: *Februar 33* lässt vielfältige Literatenschicksale, Schauplätze und Einzelbeobachtungen in die eine große Katastrophengeschichte münden: die rasende Verwandlung Deutschlands in eine Hölle aus Diktatur und Terror.»

Sten Nadolny

«Wittstocks Buch ist bewegend und zugleich skrupulös im Umgang mit den Tatsachen. Man fragt sich beim Lesen andauernd, was man in ähnlicher Situation tun würde: Wie mutig und geistesgegenwärtig wäre man? *Februar 33* ist hochpolitisch, lebensprall und dann auch noch spannend wie ein Krimi.»

Dea Loher

«Der Monat, in dem das Eis brach, auf das die Institutionen der deutschen Kultur so verlässlich gebaut schienen und das doch so dünn war. Wittstock beschreibt den sofort nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler einsetzenden nationalsozialistischen Terror, die Hilflosigkeit der staatlichen Einrichtungen und die Not der bedrohten, verfolgten und schließlich vertriebenen Autoren und Künstler Tag um Tag mit atemberaubender Anschaulichkeit und Eindringlichkeit. Am Ende der Lektüre bleibt die Frage, wie dick das Eis ist, auf dem wir uns sicher glauben.»

Bernhard Schlink

Über dieses Buch

Es ging rasend schnell. Der Februar 1933 war der Monat, in dem sich auch für die Schriftsteller in Deutschland alles entschied. Uwe Wittstock erzählt die Chronik eines angekündigten und doch nicht für möglich gehaltenen Todes. Von Tag zu Tag verfolgt er, wie das glanzvolle literarische Leben der Weimarer Zeit einem langen Winter wich und sich das Netz für Thomas Mann und Bertolt Brecht, für Else Lasker-Schüler, Alfred Döblin und viele andere immer fester zuzog.

Montag, 30. Januar. Joseph Roth will die Nachrichten, die der Tag bringen wird, nicht mehr in Berlin abwarten. Schon früh morgens fährt er zum Bahnhof und nimmt den Zug nach Paris. Thomas Mann in München derweil kümmert sich die kommenden zehn Tage kaum um Politik, dafür umso mehr um seinen Vortrag über Richard Wagner. Immer ganz dicht an den Menschen, entfaltet Uwe Wittstock ein Mosaik der Ereignisse und vergegenwärtigt die Atmosphäre dieser Tage, die von Angst und Selbsttäuschung unter den Schriftstellern, von Passivität bei den einen und Entschlossenheit bei den anderen gezeichnet ist. Wer schmiegt sich den neuen Machthabern an, wer muss um sein Leben fürchten und fliehen? Auf der Grundlage von teils unveröffentlichtem Archivmaterial entsteht ein ungeheuer dichtes Bild einer ungeheuren Zeit.

Über den Autor

Uwe Wittstock ist Literaturkritiker und Buchautor. Bis 2018 war er Redakteur des *Focus*, für den er heute als Kolumnist schreibt. Zuvor hat er als Literaturredakteur für die FAZ (1980–1989), als Lektor bei S. Fischer (1989–1999) und als stellvertretender Feuilletonchef und Kulturkorrespondent für die *Welt* (2000–2010) gearbeitet. Er wurde mit dem Theodor-Wolff-Preis für Journalismus ausgezeichnet.



Ein Schritt über die Klippe

Der Monat, in dem sich alles entschied

Das hier sind keine Heldengeschichten. Es sind Geschichten von Menschen, die in extreme Gefahr gerieten. Viele von ihnen wollten die Gefahr nicht wahrhaben, sie unterschätzten sie, sie reagierten zu langsam, kurz: sie machten Fehler. Natürlich kann jeder, der heute in Geschichtsbüchern blättert, sagen, sie seien Narren gewesen, wenn sie 1933 nicht begriffen, was Hitler für sie bedeutete. Doch das wäre unhistorisch gedacht. Wenn der Satz, Hitlers Verbrechen seien unvorstellbar, einen Sinn hat, dann gilt er zuallererst für seine Zeitgenossen. Sie konnten sich nicht vorstellen, sie konnten allenfalls ahnen, wozu er und seine Leute fähig waren. Vermutlich gehört es zur Natur eines Zivilisationsbruchs, schwer vorstellbar zu sein.

Es ging rasend schnell. Zwischen dem Regierungsantritt Hitlers und der *Notverordnung zum Schutz von Volk und Staat*, die alle wesentlichen Bürgerrechte außer Kraft setzte, vergingen vier Wochen und zwei Tage. Nur diesen Monat brauchte es, um einen Rechtsstaat in eine Gewaltherrschaft ohne Skrupel zu verwandeln. Das große Töten begann erst später. Aber im Februar 33 entschied sich, wen es treffen würde: wer um sein Leben fürchten und fliehen musste und wer antrat, um im Windschatten der Täter Karriere zu machen. Noch nie haben so viele Schriftsteller und Künstler in so kurzer Zeit ihr Land verlassen. Auch von dieser ersten Fluchtwelle bis Mitte März wird hier erzählt.

Die politische Ausgangslage, die Hitlers Machtübernahme ermöglichte, ist von Historikern unterschiedlicher Couleur aus unterschiedlichen Perspektiven beschrieben worden. Ein paar Faktoren spielen in allen Analysen eine Rolle: Der wachsende Einfluss extremistischer Parteien, der das Land spaltete. Eine überhitzte Propaganda, die den Keil immer tiefer trieb und Kompromisse blockierte. Dazu die Unentschlossenheit und Schwäche der politischen Mitte. Der bürgerkriegsartige

Terror von rechts und links. Der grassierende Judenhass. Das Elend der Weltwirtschaftskrise. Der Aufstieg nationalistischer Regime in anderen Ländern.

Heute liegen die Dinge anders, glücklicherweise. Doch zu vielen Faktoren finden sich Parallelen: Die wachsende Spaltung der Gesellschaft. Die Dauerempörung im Netz, die den Keil immer tiefer treibt. Die Ratlosigkeit der bürgerlichen Mitte, wie die Lust am Extremismus wieder einzufangen ist. Die wachsende Zahl der Tattataten von rechts und manchmal von links. Der zunehmende Judenhass. Die Risiken für die Weltwirtschaft durch Finanz- und Coronakrise. Der Aufstieg nationalistischer Regime in anderen Ländern. Vielleicht also kein schlechter Zeitpunkt, um sich vor Augen zu führen, was nach einer fatalen politischen Fehlentscheidung mit einer Demokratie geschehen kann.

Im Februar 33 gerieten nicht nur Schriftsteller und Künstler in Gefahr. Vielleicht war die Situation für andere noch bedrohlicher. Das erste Todesopfer der Nazis, gleich in der Nacht nach Hitlers Verteidigung zum Reichskanzler, war der preußische Polizeiobertwachmeister Josef Zauritz, ein, wie die *Vossische Zeitung* schrieb, treuer Republikaner und Gewerkschaftsmann. Auch von dem Mord an ihm wird hier erzählt. Aber über Schriftsteller und Künstler im Februar 33 wissen wir unvergleichlich mehr Persönliches als über jede andere Gruppe. Ihre Tagebücher und Briefe wurden gesammelt, ihre Notizen archiviert, ihre Erinnerungen gedruckt und von Biografen mit detektivischem Ehrgeiz durchleuchtet.

Ihre Erfahrungen zeigen stellvertretend, wie es denen erging, die Rechtsstaat und Demokratie zu verteidigen suchten. Sie zeigen, wie schwer es fällt zu begreifen, wann aus dem gewohnten Leben ein Überlebenskampf wird und ein historischer Augenblick existentielle persönliche Entscheidungen verlangt.

Für alles, was hier erzählt wird, gibt es Belege. Es ist ein Tatsachenbericht, auch wenn er sich ein paar Interpretationsfreiheiten herausnimmt, ohne die sich historische oder biografische Zusammenhänge nicht erzählen lassen. Selbstverständlich kann in diesem Mosaik nicht alles nachgezeichnet werden, was Schriftstellern und Künstlern damals geschah. Thomas Mann, Else Lasker-Schüler, Bertolt Brecht, Alfred

Döblin, Ricarda Huch, George Grosz, Heinrich Mann, Mascha Kaléko, Gabriele Tergit, Gottfried Benn, Klaus und Erika Mann, Harry Graf Kessler, Carl von Ossietzky, Carl Zuckmayer oder die Akademie der Künste in Berlin – sie alle, die hier auftreten, sind nur Beispiele. Ein Gesamtpanorama wäre zu groß für jedes Buch.

Manche Laufbahn, die hoffnungsvoll startete, erholte sich von diesem Monat nicht mehr. Allzu viele Schriftsteller und Schriftstellerinnen verstummten und verschwanden fast spurlos. Eine lebensentscheidende Wende war es für alle.

Der letzte Tanz der Republik

Samstag, 28. Januar

Berlin friert schon seit Wochen. Bald nach Silvester hat scharfer Frost eingesetzt, selbst die größten Seen, Wannsee und Müggelsee, sind unter kompakten Eisdecken verschwunden, und nun hat es auch noch geschneit. Carl Zuckmayer steht in seiner Dachwohnung am Schöneberger Stadtpark vorm Spiegel. Er trägt seinen Frack und zerrt die weiße Fliege über dem Hemdkragen zurecht. Die Aussicht, heute in Abendgarderobe aus dem Haus zu gehen, ist nicht verlockend.

Zuckmayer hat keine Leidenschaft für große Feste, meistens langweilt er sich und bleibt gerade so lange, bis er ohne viel Aufhebens mit Freunden in irgendeine Kutscherkneipe verschwinden kann. Aber der Presseball ist das bedeutendste gesellschaftliche Ereignis der Berliner Wintersaison, ein Schaulaufen der Reichen, Mächtigen und Schönen. Es wäre ein Fehler, sich dort nicht sehen zu lassen, der Ball ist gut für seinen Ruf als vielbeschäftigter Nachwuchsstar im Literaturgeschäft.

Zuckmayer erinnert sich viel zu genau ans Elend seiner ersten Autojahre, als dass er solche Gelegenheiten links liegen ließe. Wenn er ganz abgebrannt war, hat er als Schlepper gearbeitet und abenteuergerige Berlinbesucher nach der Sperrstunde von den Straßen gefischt, um sie zu den illegalen Tingeltangelbars in den Hinterhöfen zu lotsen. In manchen davon waren die Mädchen halb nackt und nicht zimperlich, wenn es um die Wünsche der Gäste ging. Einmal hat er sich auf dem nächtlichen Tauentzien sogar als Dealer versucht mit ein paar Kokaintütchen in der Tasche. Doch davon ließ er schnell die Finger, er ist ein robuster Bursche und nicht ängstlich, aber dieses Geschäft war ihm zu gefährlich.

Seit dem *Fröhlichen Weinberg* ist das vorbei. Nach vier hochpathetischen und gründlich missratenen Dramen, die allesamt durchfielen, wagte er sich an seinen ersten Komödienstoff heran, eine deutsche

Screwball-Comedy um eine heiratswillige Winzertochter in der rheinhessischen Provinz, Zuckmayers Heimat. Im Milieu der Weinbauern und -händler kennt er jedes Detail. Das Ganze geriet ihm unter den Händen zu einer Art Volksstück, jeder Tonfall stimmte, jede Pointe saß. Erst waren sich die Berliner Bühnen zu gut für so ein ländliches Lustspiel. Doch als das Theater am Schiffbauerdamm kurz vor Weihnachten 1925 die Uraufführung riskierte, zeigte der scheinbar federleichte Schwank überraschend seine Krallen: Der größte Teil des Publikums brüllte vor Lachen, ein kleinerer Teil aber vor Zorn über den satirischen Biss, mit dem sich Zuckmayer über das völkische Geschwätz verbohrtener Kriegsveteranen und Korpsstudenten lustig machte. Deren Wut machte den *Fröhlichen Weinberg* umso bekannter und den Erfolg umso größer: Er wurde ein echter Bühnenrenner, vielleicht das meistgespielte Stück der zwanziger Jahre, und verfilmt wurde er außerdem.

Jetzt, sieben Jahre später, stehen gleich drei Stücke von Zuckmayer auf den Spielplänen der Berliner Theater: Die Freie Volksbühne bringt *Schinderhannes*, am Rose-Theater in Friedrichshain zeigen sie seinen sensationell erfolgreichen *Hauptmann von Köpenick* und im Schillertheater *Katharina Knie*. Für die Tobis arbeitet er an einem Märchenfilm, und bald will die *Berliner Illustrierte* mit dem Vorabdruck seiner Erzählung *Eine Liebesgeschichte* beginnen, die gleich danach als Buch herauskommen soll. Die Dinge laufen glänzend für ihn. Es gibt nicht viele Schriftsteller, die mit Mitte dreißig so viel Erfolg haben wie er.

Von seiner Dachterrasse aus sieht er die Lichter Berlins, vom Funkturm bis zur Kuppel des Doms. Die Wohnung ist, neben seinem Haus bei Salzburg, das er von den Tantiemen für den *Fröhlichen Weinberg* gekauft hat, Zuckmayers zweiter Wohnsitz. Sie ist überschaubar, ein Arbeitszimmer, zwei winzige Schlafzimmerchen, Kinderzimmer, Küche, Bad, mehr nicht, aber er liebt sie und vor allem den Blick über die Dächer der Stadt. Er hat sie Otto Firlé abgekauft, dem Architekten und Designer, von dem unter anderem der fliegende Kranich stammt, das Signet der Lufthansa. Inzwischen ist Firlé zum Lieblingsarchitekten der wohlhabenden Berliner Groß- und Bildungsbürger avanciert und baut keine Dachwohnungen mehr aus, sondern entwirft reihenweise Villen.

In zwei Jahren wird Firlé – aber das kann Zuckmayer an diesem Abend natürlich nicht ahnen – auf dem Darß an der Ostsee ein Landhaus bauen für einen zu Geld und Macht gekommenen Minister namens Hermann Göring.

Der letzte Samstag im Januar gehört dem Presseball, das ist seit Jahren Berliner Tradition. Sein Verlag, Ullstein, hat Zuckmayer die Ehrenkarten geschickt, seine Frau Alice hat sich daraufhin umgehend auf die Suche nach einem neuen Abendkleid gemacht. In diesem Jahr ist seine Mutter für eine Woche aus Mainz zu Besuch gekommen, auch sie trägt heute ein neues Kleid. Er hat es ihr zu Weihnachten geschenkt, silbergrau mit Spitzeneinsatz. Für sie ist es der erste große Berliner Ball, er kann ihre Aufregung spüren.

Doch jetzt wollen sie erst einmal in ein gutes Restaurant. Der Abend wird noch lang werden, es ist besser, so eine Ballnacht nicht zu früh zu beginnen und keinesfalls mit nüchternem Magen.

*

Klaus Mann hat, was die Gestaltung des Abends angeht, aufs falsche Pferd gesetzt: ein Maskenfest bei einer Frau Ruben im Westend, sehr normal und mies. Er fühlt sich fehl am Platz.

Er ist jetzt seit drei Tagen in Berlin und wohnt wie immer in der Pension Fasaneneck. Bei Werner Finck im Kabarett *Katakombe* traf er Moni, seine Schwester, die ihm dann die Einladung zu dieser Frau Ruben eingebrockt hat. Fincks Programm fand er schwach, ohne Schwung, aber immerhin hat er auf der Bühne Kadidja wiedergesehen, die scheue der beiden Wedekind-Schwestern, er mag sie, sie ist fast so etwas wie eine Ex-Schwägerin.

Neuerdings besucht Klaus Mann häufiger Kabarett, schon aus professionellem Interesse, schließlich ist er jetzt in München selbst an einem beteiligt, der *Pfeffermühle*, die seine Schwester Erika zusammen mit Therese Giehse und Magnus Henning gegründet hat. Mit Erika schreibt er Couplets und Sketche, Erika, Therese und zwei andere stehen auf der Bühne, Magnus macht die Musik. Klaus kann Anregungen für neue Texte gut gebrauchen, aber die Nummern der *Katakombe* ga-

ben für ihn nichts her, und als Fincks Schauspieler anfangen, ihn von der Bühne herunter mit eingestreuten Sticheleien und improvisierten Witzchen aufzuziehen, wurde es ihm zu dumm, und er ging noch vor Programmschluss.

Mit dem Maskenfest von Frau Ruben macht er ebenfalls kurzen Prozess. Statt sich weiter zu langweilen, geht er sehr früh, obwohl er weiß, wie ungezogen das ist. Ein lahmer Abend – dann doch lieber zurück zur Pension, wo er sich zur Abendunterhaltung eine Portion Morphinum spendiert. Und zwar eine große.

*

Im Erfurter Reichshallentheater findet heute die Premiere von Brechts Lehrstück *Die Maßnahme* mit der Musik von Hanns Eisler statt. Doch die Polizei bricht die Aufführung der *Kampfgemeinschaft der Arbeiter-sänger* ab mit der Begründung, das Stück sei «eine kommunistisch-revolutionäre Darstellung des Klassenkampfes zur Herbeiführung der Weltrevolution».

*

Als Carl Zuckmayer mit Alice und seiner Mutter vor den Zoo-Sälen eintrifft, ist auf den ersten Blick alles wie in den vorangegangenen Jahren. Über 5000 Besucher werden erwartet, davon 1500 geladene Gäste mit Ehrenkarten so wie er. Die anderen, das sind die Schaulustigen, die horrenden Eintrittspreise zahlen, um sich für eine Nacht unter die Prominenz des Landes zu mischen.

Im Foyer schieben sich die Ankommenden erstmal an zwei prächtigen Wagen vorbei, einem Adler-Triumph-Kabriolett und einem DKW-Meisterklasse, beide auf Hochglanz poliert, die Hauptpreise der Tombola für die Wohlfahrtskasse des Berliner Pressevereins. Gleich hinter dem Eingang teilt sich der Menschenstrom auf, aus den verschiedenen Sälen und Gängen sind Tango, Walzer, Boogie-Woogie zu hören. Zuckmayer lenkt seine beiden Damen in Richtung Walzer. Für nahezu jede gastronomische Vorliebe ist gesorgt, es gibt Bars mit Club-Atmosphäre,

plüschige Caféstuben und Biertheken oder ruhigere kleine Nebensäle, in denen Solo-Musiker spielen.

Am luxuriösesten dekoriert ist die große, zwei Stockwerke hohe Marmorhalle, frische Blumen überall, von den Brüstungen hängen prächtige alte Perserteppiche herab. Auf der Tanzfläche vor der Bühne mit dem Orchester drehen sich die Paare. Von oben, von der Galerie aus, kann man zuschauen, wie sich die Promenade der Besucher zwischen den Seitenlogen des Saals und den langen Tischreihen in der Mitte hindurchschiebt.

Die elegantesten Damen tragen in diesem Jahr helle Farben, das ist nicht zu übersehen. Und zum Dernier Cri gehört offenbar das lange Abendkleid mit kleinem Dekolleté, aber tiefem Rückenausschnitt bis zur Taille oder sogar darüber hinaus.

Zuckmayer schert aus dem Besucherstrom aus, sobald sie die Ullstein-Loge erreichen. Hier ist es luftiger, weniger gedrängt, und die Kellner verschaffen ihm und seinen Begleiterinnen gleich Tisch, Gläser und Getränke. «Trinken Sie, trinken Sie nur», begrüßt sie einer der Verlagsdirektoren, «wer weiß, wann Sie wieder in einer Ullstein-Loge Champagner trinken werden.» Damit spricht er aus, was alle mehr oder weniger spüren, aber keiner so recht wahrhaben will.

Gegen Mittag ist das Kabinett Kurt von Schleichers, der erst Anfang Dezember Reichskanzler wurde, zurückgetreten. Eine lächerlich kurze Amtszeit, keine zwei Monate, die dem Land außer neuen Machtintrigen buchstäblich nichts eingebracht hat. Verlorene Zeit während einer der übelsten Wirtschaftskrisen. Am Abend kam dann die Nachricht, Paul von Hindenburg, der Reichspräsident, habe ausgerechnet Schleichers Vorgänger Franz von Papen mit der Bildung einer neuen Regierung beauftragt. Die Ratlosigkeit der Politiker ist mit Händen zu greifen. Papen ist ein General, parteilos wie Schleicher, und ohne nennenswerte Machtbasis im Parlament. Beide sind nur von Hindenburgs Gnaden und per Notverordnung ins Amt gekommen, nachdem die Parteien gegen die Extremisten von KPD und NSDAP keine Mehrheit mehr zustande brachten. Aber dem aufgeblasenen, politisch ahnungslosen Papen ist eher ein Putsch zuzutrauen als das Geschick, die Republik zu einigermaßen stabilen demokratischen Verhältnissen zurückzuführen.

Schon im vergangenen Sommer hat er, ebenfalls nur gedeckt durch eine Notverordnung, die preußische Regierung abgesetzt. Seither wird das größte Land des Reichs von kommissarischen Kabinetten verwaltet, die der Reichsregierung unterstehen. Schon das war eine Art Staatsstreich, «Preußenschlag» genannt, der die föderalen Fundamente des Reichs untergrub – mit dem Ergebnis, dass jetzt, nach Schleichers Rücktritt, auch Preußen ohne Führung dasteht.

Die Regierungsloge im Marmorsaal liegt gleich neben der von Ullstein. Zuckmayer kann von seinem Platz aus bequem hinüberschauen, sie ist nahezu verwaist. Die Kellner drücken sich unbeschäftigt zwischen leeren Plüschsesseln herum, ungeöffnete Sektflaschen ragen aus den Eiskübeln. In den vergangenen Jahren hielten hier die Minister oder Staatssekretäre Hof, um wie zufällig Verleger und Leitartikler ins Gespräch zu ziehen und ihnen die Welt aus ihrer Sicht zu erklären. Doch selbst für solche lockeren Regierungsgeschäfte fühlt sich jetzt offenbar niemand mehr zuständig.

Bleibt das Vergnügen, im Gedränge nach prominenten Gesichtern Ausschau zu halten. Die hohe, asketische Gestalt Wilhelm Furtwänglers, Dirigent der Berliner Philharmoniker, ist leicht auszumachen, dazu der strenge, immer etwas melancholisch blickende Arnold Schönberg, der im Festgetümmel einen seltsam deplatzierten Eindruck macht. Gustaf Gründgens und Werner Krauss sind offenbar gleich nach ihrer Vorstellung aus dem Schauspielhaus am Gendarmenmarkt gekommen, wo sie derzeit als Mephisto und Faust auftreten. Auch der kahle Schädel Max von Schillings zeigt sich, eines Komponisten, von dem schon lange nichts Neues mehr zu hören war und der neuerdings als Präsident der Preußischen Akademie der Künste amtiert.

Ein Fotograf stört und bittet Zuckmayer kurz aus der Loge zu einem Gruppenfoto in einer seltsam zusammengewürfelten Besetzung: zwei junge Schauspielerinnen, dazu die Operndiva Mafalda Salvatini und Professor Bonn, ein Wirtschaftsmann und Regierungsberater, der als Rektor der Handelshochschule eine ziemlich alberne goldene Amtskette mit Medaillon über der Brust trägt.

Kurz taucht Josef von Sternberg, der Regisseur des *Blauen Engels*, aus der Menge auf, standesgemäß umgeben von blutjungen, blonden Star-

letts. Marlene Dietrich ist ohne ihn in Hollywood geblieben. Zuckmayer hat damals am Drehbuch des *Blauen Engels* mitgearbeitet und dabei Heinrich Mann kennengelernt, von dem die Romanvorlage *Professor Unrat* stammt. Er mag den steifen alten Knaben und bewundert sein Buch. Allerdings machte sich Mann in seinen Augen zum Affen mit seinen Versuchen, anstelle von Marlene Dietrich seine damalige Geliebte Trude Hesterberg für die Hauptrolle durchzusetzen. Mit seiner überkorrekten Handschrift schrieb er kleine Briefe an die Produzenten, die mehr über seine Vernarrtheit in die Hesterberg verrieten als über deren Qualitäten als Schauspielerin.

Zurück in der Ullstein-Loge läuft Zuckmayer einem untersetzten, quirligen Mann in die Arme: Ernst Udet mit seiner Begleiterin Ehmi Bessel. Udet und Zuckmayer sind hell begeistert, sie kennen sich schon seit dem Krieg. Zuckmayer wurde damals oft als Beobachter in den vordersten Frontlinien eingesetzt, oder er reparierte unter Beschuss zerrissene Telefonleitungen. Er ist ein Mann mit guten Nerven. Doch mit Udet würde er sich nie vergleichen. Udet ist ein Kampfflieger mit dem Auftreten eines Matadors, elegant, übermütig, unbekümmert – eine Mischung aus Lausbube und Revolverheld. Als sie sich zum ersten Mal trafen, hatte es Udet mit zweiundzwanzig Jahren bereits zum Führer einer Fliegerstaffel gebracht und wurde von den Generälen mit Orden behängt wie ein Opfertier mit Blumenschmuck. Er schoss seine Gegner im Luftkampf Mann gegen Mann ab. Ein moderner Ritter, der ins Turnier reitet, süchtig nach Adrenalin. Bei Kriegsende hatte er zweiundsechzig Maschinen vom Himmel geholt, nur ein einziger deutscher Flieger war noch erfolgreicher gewesen in diesem tödlichen Geschäft, sein Kommandant Manfred von Richthofen, der «Rote Baron». Doch der war ein paar Monate vor Kriegsende durch Beschuss vom Boden aus gestorben und später durch einen Kommandanten namens Hermann Göring ersetzt worden. Der war zwar kein so talentierter Pilot, hatte aber ein sicheres Händchen für die richtigen politischen Verbindungen.

Vor allem Zuckmayers Mutter ist von Udet hingerissen. Alice kennt ihn schon länger und weiß, welchen draufgängerischen Charme er hat. Als echtes Showtalent ist Udet auf seinen düsteren Kriegsruhm nicht angewiesen. Inzwischen tritt er bei Kunstflugshows in ganz Europa und



Ernst Udet, Ehmi
Bessel und Carl
Zuckmayer auf dem
Berliner Presseball,
1933

Amerika auf, zeigt Sturzflüge, Spiralen, Loopings, bei denen er den Propeller abstellt. Oder er fliegt so knapp über der Grasnarbe, dass er mit der Tragfläche Taschentücher vom Boden aufhebt. Er ist und bleibt ein fröhlicher Hasardeur. Die Ufa hat ihn für sich entdeckt und in einigen Abenteuerfilmen mit Leni Riefenstahl zusammengespant, für die er im Hochgebirge auf Gletschern landet oder mit seiner Maschine durch einen Hangar hindurchfliegt, während sich die Umstehenden entsetzt zu Boden werfen. Die Berliner Klatschblätter lieben Udet, seine Affären mit Schauspielerinnen wie Ehmi Bessel, seinen stadtbekanntem amerikanischen Sportwagen, einen Dodge, und seine öffentlich zelebrierten Freundschaften mit Filmstars wie Riefenstahl, Lilian Harvey oder Heinz Rühmann.

Mit Udet kann man sich nicht langweilen, aber über den Krieg spricht Zuckmayer mit ihm nie, stattdessen trinken sie, wenn sie sich treffen. Auch jetzt wechseln sie vom Champagner zum Cognac. Udet fällt über-

rascht auf, wie viele Ballgäste ihre Orden und Abzeichen zum Frack tragen: «Schau dir die Armeleuchter an.» In den vergangenen Jahren ging es beim Presseball noch ziviler zu. Plötzlich legt man offenbar Wert auf eine militärische Vergangenheit. Auch Udet trägt den höchsten seiner Orden, Pour le Mérite, doch da er nie gern macht, was alle machen, lässt er ihn in seiner Tasche verschwinden. «Weißt du was», schlägt er Zuckmayer vor, «jetzt lassen wir beide uns die Hosen runter und hängen unsere nackten Hintern über die Logenbrüstung.»

Alice und Ehmi sind sofort alarmiert. Sie trauen den Männern einiges zu, zumal wenn sie betrunken sind und sich gegenseitig hochschaukeln. Tatsächlich knöpfen sie sich sofort die Hosenträger los. Aber Alice kennt ihre Rolle für solche Momente, sie bittet die beiden flehentlich darum, keinen Skandal zu machen, und so können die Männer, ohne ihr Gesicht zu verlieren, auf weitere Entblößungen verzichten.

Irgendwann nach Mitternacht machen Spekulationen die Runde, Hitler solle zum Reichskanzler ernannt werden. Es ist eine simple Rechnung: Wenn Hindenburg die Regierung endlich wieder auf eine halbwegs solide parlamentarische Basis stellen, aber die SPD weiterhin auf keinen Fall beteiligen will, bleibt für ihn und Papen im Grunde nur die NSDAP als Partner. Hitler aber ist, das hat er kategorisch klar gemacht, als Chef der größten Reichstagsfraktion nicht bereit, sich mit einem Ministerposten zufrieden zu geben. Er beansprucht die Kanzlerschaft, oder er bleibt in der Opposition. Alles oder nichts.

Solche Überlegungen machen den Ball nicht heiterer, es wird getanz und getrunken wie in früheren Jahren, aber es bleibt das unbehagliche Gefühl, etwas Unabsehbares komme auf sie alle zu. Es herrscht eine seltsam künstliche Heiterkeit. Inzwischen ist der Sonntag längst angebrochen, Udet lädt Zuckmayer und seine beiden Begleiterinnen noch zur Nachfeier in seine Wohnung ein. Sein auffälliger Dodge steht vor den Zoo-Sälen wie eine Reklametafel in eigener Sache. In der Eiseskälte draußen wirkt er nüchtern, aber alle wissen, er ist es nicht. Zuckmayer und seine Frau halten lieber ein Taxi an. Nur Ehmi und Zuckmayers Mutter haben den Mut, sich von Udet im Wagen mitnehmen zu lassen, und berichten nachher aufgekratzt, sie seien eigentlich gar nicht gefahren, sondern wie durch die Straßen geflogen.

Udets Wohnung ist voller Trophäen aus Ländern, in denen er schon gedreht hat. Gleich im Flur hängen ein ausgestopfter Nashorn- und ein Leopardenkopf, dazu ein paar Geweihe. Es gibt in der Wohnung auch einen Schießstand, manche Zeitungen haben schon berichtet, Udet würde Freunden, die blindes Vertrauen zu ihm haben, die Zigarette aus dem Mund schießen. Doch das ist etwas für Herrenabende, heute bittet Udet seine Gäste an eine kleine Bar, die er sich eingerichtet hat, seine «Propellerbar», und unterhält die Damen mit Anekdoten aus Fliegerleben und Filmgeschäft. Zwischendurch nimmt Zuckmayer Udets Gitarre von der Wand und singt ein paar seiner Trinklieder, wie damals, als er durch Berliner Kneipen zog, um sich als Bänkelsänger eine Mahlzeit zu verdienen.

Es sind gutgelaunte, aber nicht unbeschwerte Morgenstunden, denn letztlich sind sie ein Abschied. Nur einmal noch werden sich Zuckmayer und Udet nach dieser Nacht wiedersehen. 1936 braucht Zuckmayer bereits beträchtlichen Mut und eine Portion Leichtsinn, um von seinem Haus bei Salzburg nach Berlin zu reisen. Die Nazis haben nicht vergessen, wie effektiv er sich im *Fröhlichen Weinberg* und im *Hauptmann von Köpenick* über das Militär lustig macht, und seine Stücke und Bücher längst auf ihre Verbotslisten gesetzt. Doch Zuckmayer lässt sich nicht abhalten und fährt trotzdem, um Schauspielerfreunde zu treffen, Werner Krauß, Käthe Dorsch und auch Ernst Udet. Der bezeichnet sich zwar immer als einen unpolitischen Menschen, aber drei Monate nach der Nacht des Presseballs ist er in die NSDAP eingetreten und hat im Luftfahrtministerium unter dem alten Staffelformandanten Göring Karriere gemacht.

Es wird eine traurige letzte Begegnung in einem kleinen, unauffälligen Restaurant. Die beiden schwelgen noch einmal in Erinnerungen, aber dann beschwört Udet seinen Freund, das Land so schnell wie möglich zu verlassen: «Geh in die Welt und komm nie wieder.» Auf Zuckmayers Frage, weshalb er bleibt, antwortet Udet, die Fliegerei sei nun mal sein Ein und Alles, und spricht von den ungeheuren Möglichkeiten als Pilot, die ihm seine Arbeit für die Nazis bietet: «Ich kann da nicht mehr raus. Aber eines Tages wird uns alle der Teufel holen.»

Im November 1941 erschießt sich Udet in seiner Wohnung in Berlin.

Göring hat ihn für die Misserfolge der Luftwaffe in der Luftschlacht um England verantwortlich gemacht, irgendeiner muss der Sündenbock sein. Bevor Udet sich umbringt, schreibt er mit roter Kreide an die Stirnwand seines Bettes, als Vorwurf gegen Göring: «Eiserner, Du hast mich verlassen!»

Die Nazis geben seinen Tod als Unfall aus, und Zuckmayer hört davon im Exil auf seiner Farm in Vermont. Die Nachricht beschäftigt ihn, wie er sich später erinnert, lange, bis er sich schließlich an den Schreibtisch setzt und in knapp drei Wochen den ersten Akt seines Stücks *Des Teufels General* schreibt. Es ist die Geschichte eines charismatischen Luftwaffengenerals, der Hitler verachtet, ihm aber dient aus falsch verstandener Liebe zu Deutschland und zur Fliegerei. Als der Krieg zu Ende ist, ist das Stück fertig. Es wird zu einem der größten Erfolge Zuckmayers.

*

Kadidja Wedekind fühlt sich unbehaglich. Sie lässt sich vom Strom der Besucher durch die Ballsäle schieben, stolz, mit nur einundzwanzig Jahren schon zu den geladenen Gästen zu gehören, zur Literaturprominenz. Doch das Gedränge auf den Gängen ist ihr nicht recht. Sie bleibt gern für sich und im Hintergrund. Sie beobachtet lieber aus der Distanz, als sich zwischen anderen vorankämpfen zu müssen.

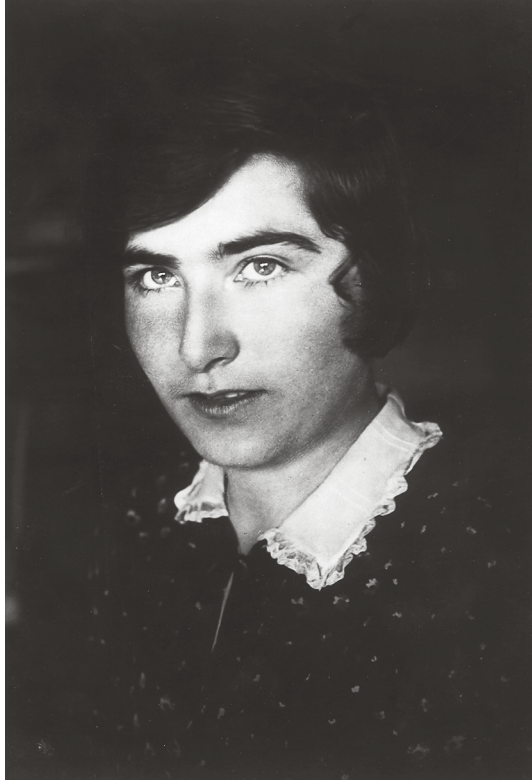
Derartige Schüchternheit kennt sonst keiner in ihrer Familie. Ihre Eltern, Tilly und Frank Wedekind, gehörten früher zu den Größten der deutschen Theaterwelt, sie waren immer gut für ein bisschen Spektakel. Vater Frank, der schon 1918 starb, ist ein unermüdlicher Provokateur gewesen, ein Theaterberserker, der in seinen Stücken mit Vorliebe gegen die verklemmten Anstandsregeln der braven Bürger antefelte. Es gab kein Tabuthema, das er nicht auf die Bühne brachte: Prostitution, Abtreibung, Onanie, Sadismus, Homosexualität. Er verfügte über das unfehlbare Talent, jederzeit und überall aus dem Stand heraus einen Skandal entfesseln zu können. Selbst Freunde waren vor seinen Temperamentsausbrüchen nicht sicher. Tilly ist über einige Jahre hinweg eine vielgefragte Schauspielerin gewesen, die vor allem in den Stücken ihres

Mannes auftrat und in der Rolle von Wedekinds Lulu glänzte, eines ungehemmt triebhaften Mädchens, das die Männer zu ihrer Lust ebenso missbraucht, wie sie sich von den Männern missbrauchen lässt. Gemeinsam hätten Tilly und Frank das Leben eines bewunderten und auch gefürchteten Theaterpaares genießen können. Doch Wedekind machte seiner Frau – und damit auch sich selbst – das Leben zur Hölle mit Anfällen rasender Eifersucht. Zweimal hat er Tilly bis zu Selbstmordversuchen getrieben. Jetzt ist sie seit fünfzehn Jahren verwitwet.

Kadidjas Schwester Pamela, fünf Jahre älter, hat einiges geerbt vom Temperament der Eltern und auch von deren Talenten. Sie fühlte sich von früh an wohl auf der Bühne, hat eine gute Stimme und tritt gern mit den Liedern ihres Vaters auf, die sie zur Laute singt wie er früher selbst. Sie hat alles, was Kadidja fehlt, Mut, Initiative, Durchsetzungskraft. «Pamela ist», notiert Kadidja einmal in ihr Tagebuch, «eine ganz starke Persönlichkeit und ist ungeheuer begabt; ich muss bescheiden in den Hintergrund treten vor ihr.»

Nach dem Tod des Vaters 1918 lernten Pamela und Kadidja in München die ältesten Kinder der Manns kennen, Erika und Klaus. Sie wohnten fast in der Nachbarschaft, von einem Haus zum anderen war es zu Fuß keine halbe Stunde. Die Mann-Geschwister waren hingerissen vom Können Pamelas und sofort verliebt in sie. Kadidja war noch zu jung und konnte mit den anderen nicht mithalten. Die drei bildeten ein frühreifes, den Erwachsenen etwas unheimliches Trio und schaukelten sich hoch zu immer neuen dandyhaften Gesten. Klaus, der sich schminkte und keinen Hehl daraus machte, schwul zu sein, verlobte sich 1924 mit Pamela und schrieb in zwei Wochen das Kammerspiel *Anja und Esther*, das voller Anspielungen steckte auf die lesbische Liebelei zwischen Pamela und Erika. Das Stück war nicht viel wert, nur eine Skizze, keine durchdachte Arbeit: Ein paar Internatsschüler schwelgen in ihrer melancholischen Suche nach Liebe und Lebenssinn. Aber Gustaf Gründgens, eines der großen Theatertalente des Landes, war davon begeistert, schickte ein stürmisches Telegramm und überzeugte die drei, das Jugendwerk zusammen mit ihm auf die Bühne zu bringen und damit durch ganz Deutschland zu touren.

Das Stück wurde brutal verrissen, die Rezensenten verziehen dem



Kadidja Wedekind
im Jahr 1932

Sohn des großen Thomas Mann keine Jugendsünde. Aber die Theatersensation war perfekt und jeder Saal ausverkauft. Das rasante Treiben der Dichterkinder und ihre schwer durchschaubaren erotischen Verstrickungen heizten die Neugier des Publikums an, zumal Erika dann auch noch Gründgens heiratete, obwohl der sich bekanntermaßen eher zu Männern hingezogen fühlte. Für ein paar Wochen waren die vier in allen Feuilletons und bunten Blättern, sie zupften an den Fäden und alle Zeitungen sprangen wie die Marionetten. Wer oder was hätte die wilden, die gierigen, die haltlosen zwanziger Jahre besser verkörpert als diese *Ménage-à-quatre*?

Kadidja kann und will mit dem Lebenstempo ihrer Schwester nicht Schritt halten. Auch ihre Mutter, die immer seltener an den großen Bühnen und für die wichtigen Rollen engagiert wird, stürzt sich in im-

mer neue Liebeleien. Eine Zeitlang ist Udet, der Flieger, den Kadidja in der Loge des Ullstein Verlags gesehen hat, Tillys Favorit gewesen. Auch Zuckmayer, der mit Udet zusammensitzt, hat ihre Mutter ab und zu besucht, Kadidja war damals zwölf, und Zuckmayer spielte Cowboy und Indianer mit ihr. Sie überfiel ihn schon beim Reinkommen im halbdunklen Flur, sprang ihm vom Wäscheschrank ins Genick, mit einem langen Küchenmesser in der Hand, um ihn zu skalpieren.

Seit ein paar Jahren hat ihre Mutter jetzt allerdings ein festeres Verhältnis mit einem Arzt, der zugleich Schriftsteller ist, er heißt Gottfried Benn. Tilly ist ziemlich vernarrt in ihn, aber Benn hält sie auf Distanz. Wenn er endlich mal Zeit für sie hat und mit ihr ausgeht, ist Tilly aufgeregt wie ein Mädchen. Sie hat sogar den Führerschein gemacht, ein kleines Kabriolett gekauft, einen Opel, und im Sommer mit Benn Ausflüge ins Grüne gemacht. Einmal war auch Benns Tochter Nele mit dabei, mit ihr verstand sich Kadidja bestens.

Doch diesen düsteren Benn mag Kadidja nicht. Sie hat ihn mal in seiner Berliner Wohnung an der Belle-Alliance-Straße, Ecke Yorckstraße besucht, die er auch als Praxis nutzt. Zugegeben, er ist ein interessanter Mann, aber letztlich findet sie ihn ekelhaft. Im Grunde versteht sie nichts von dem Verhältnis zwischen Benn und ihrer Mutter. Als sie einmal in der Nacht unangekündigt nach Hause kam, waren alle Zimmer hellerleuchtet, aber niemand zu finden, bis Hans Albers aus dem Schlafzimmer ihrer Mutter trat.

Für sie sind solche Affären nichts. Kadidja denkt anders, sie will vor allem ein guter Mensch sein, der anderen das Leben leichter macht. Allerdings fehlt ihr oft die nötige Energie dazu, sie versteht nicht, woher die anderen jeden Tag die Kraft nehmen, an ihre Arbeit zu gehen. Schon in der Schule war das ein Problem für sie, und erst recht, als sie 1928 auf die Kunsthochschule in Dresden ging. Sie könne, bestätigten ihr die Lehrer, eine beachtliche Malerin werden, wenn sie mehr arbeite. Aber ihr fällt das wahnsinnig schwer, Selbstdisziplin und Fleiß sind nicht ihre Stärken, das weiß sie.

Am glücklichsten hat sie sich während der Ferien in Ammerland am Starnberger See gefühlt. Eine Schauspielerfreundin ihrer Mutter, Lilly Ackermann, hat dort ein Haus, und vor ein paar Jahren hat Kadidja re-

gelmäßig die Zeit bei ihr verträumt oder mit Georg gespielt, Lillys Sohn. Der war damals erst zehn, aber das machte Kadidja nichts. Mit ihm gründete sie aus einer Laune heraus ein Kaiserreich namens Kalumina. Hier, in diesem Traumreich, sollte es endlich mal nach ihren Vorstellungen gehen. Ihr Wille war Gesetz, und also ließ sie sich von Georg und seinen Freunden zur Kaiserin Carola I. krönen. Zusammen entwarfen sie eine Fahne und eine Verfassung, Georg wurde zum Generalstabschef ernannt und musste eine Armee aufbauen. Drei Wochen lang ging das so, und als sie sich in den nächsten Ferien wiedersahen, bastelten sie weiter an ihrer Phantasiewelt.

An diese Zeit erinnert sie sich, als sie sich auf die Fortsetzung ihres Studiums an der Berliner Akademie vorbereiten soll. Sie ist an Emil Orlik empfohlen worden, zu dessen Schülern George Grosz gehört. Aber schon der Versuch, eine Mappe mit ihren Arbeiten aus Dresden zusammenzustellen, ist für sie das pure Grauen. Von jedem einzelnen Blatt stinkt sie die blanke Unlust an. Lieber setzt sie sich hin und schreibt die Geschichte ihres Kaiserreichs Kalumina auf. Das könnte ein Roman werden, denkt sie. Schließlich geht es um uralte, klassische Themen: den Abschied von der Jugend, die Mühen des Erwachsenwerdens, die ersten Vorahnungen der Liebe. Schon ihr Vater hat immer einen Roman schreiben wollen, aber es ist ihm nie gelungen. Umso größer ihr Ehrgeiz, und zum ersten Mal entwickelt sie Selbstdisziplin und Willenskraft. Sie spürt, in ihrem Manuskript bekommen die alten Themen wie von allein einen neuen, einen luftig leichten Zauber.

Kadidja hat, zur eigenen Überraschung, ein Talent bei sich entdeckt, von dem sie nichts ahnte. Sie kann schreiben. Sie hat, wenn man ihr Zeit lässt, Poesie. Auch der Scherl Verlag ist überzeugt von ihrem Können und hat ihr Buch ins Programm genommen: *Kalumina. Der Roman eines Sommers*. Tausend Mark Vorschuss! Neunhundert Mark davon gibt sie an ihre Mutter weiter, die als Schauspielerin immer weniger verdient und bereits heimlich Schmuck versetzen musste, um die Miete bezahlen zu können.

Viel wichtiger als Geld ist Kadidja ihr frisch aufgekeimtes Talent samt der Hoffnung, dass es künftig auf eine günstige Witterung trifft und wachsen kann. Alle Bekannten, denen sie im Ballgetümmel zwischen

den Logen und Tischen in die Arme läuft, machen ihr Mut. Erst will sie gar nicht glauben, was sie hört, ist verlegen und beschämt wie so oft. Doch dann amüsiert sie sich immer besser. So viel Zuspruch kann man nicht widerstehen. Für einen Moment lässt sie sich davon überzeugen, dass vielleicht auch sie etwas Besonderes sein kann. Sie spürt ungeahnten Mut, ja Übermut: Ich bin, denkt sie, ich bin die Kaiserin des Presseballs.

*

Auch Erich Maria Remarque hat der Einladung nicht widerstehen können. Zumal er gerade fertig geworden ist mit der Rohfassung eines neuen Romans, der *Drei Kameraden*. Er gönnt sich ein wenig Entspannung nach zäher Arbeit. Schon seit Monaten wohnt er nicht mehr in Deutschland, doch gibt es noch immer eine Menge Dinge, die er in Berlin zu erledigen hat. Also ist er hergefahren, um Leute zu treffen, Termine abzuholen und sich zum Abschluss durch das Ballgewühl zu kämpfen.

Er sieht Zuckmayer in der Ullstein-Loge, aber der scheint an diesem Abend nur Augen und Ohren für Ernst Udet zu haben. Remarque und Zuckmayer kennen sich seit ziemlich genau vier Jahren: Als Remarque 1928 mit seinem Kriegsroman *Im Westen nichts Neues* nahezu fertig war, schickte er das Manuskript zuerst an den bedeutendsten deutschen Verlag, an S. Fischer, doch der winkte ab. Bei Ullstein dagegen waren die Lektoren begeistert und brachten den ganzen Konzern auf Trab, um dem Buch den Start zu ermöglichen, den es in ihren Augen verdiente: Erst wurde es in der *Vossischen Zeitung*, die zu Ullstein gehörte, in Fortsetzungen vorabgedruckt. Als der Roman dann in die Buchhandlungen kam, zog die *Berliner Illustrirte*, ebenfalls Teil des Ullstein-Konzerns, ihren üblichen Erscheinungstermin um ein paar Tage vor, von Sonntag auf Donnerstag, um pünktlich zum Erstverkaufstag einen Artikel des Ullstein-Autors Zuckmayer über Remarques Buch zu bringen.

Es war keine Rezension im gewöhnlichen Sinne, es war auch keine der üblichen Lobhudeleien unter Autorenkollegen. Zuckmayers Artikel

war ein Trommelwirbel, eine Fanfare, ein Fanal und dazu noch eine Prophezeiung: «Es gibt jetzt ein Buch, geschrieben von einem Mann namens Erich Maria Remarque, gelebt von Millionen, es wird auch von Millionen gelesen werden, jetzt und zu allen Zeiten ... Dieses Buch gehört in die Schulstuben, die Lesehallen, die Universitäten, in alle Zeitungen, in alle Funksender, und das alles ist noch nicht genug.»

Im Westen nichts Neues erzählt die Geschichte eines Frontsoldaten des Ersten Weltkriegs, vom Notabitur 1914 bis zu seinem Tod 1918. Remarque hatte sie in knappen, unpoetischen und doch gefühlsgeladenen Sätzen aufgeschrieben, hat von der Panik und dem Sterben in den Schützengräben berichtet, von dem Grauen, ganze Nächte im Trommelfeuer detonierender Granaten zuzubringen, vom Wahnsinn der Sturmangriffe ins feindliche Maschinengewehrfeuer hinein und von den Bajonettschlächtereien im Nahkampf.

Zuckmayer hatte vieles davon selbst erlebt, aber nie eine tragfähige Sprache dafür gefunden. Umso mehr begeisterte ihn nun *Im Westen nichts Neues*: «Das ist es, was Remarque hier gibt, zum ersten Mal ganz klar und unverwischbar – was in diesen Menschen vorging, was innen geschah ...» Der Roman gab den wirren, mörderischen, nervenzerreißenden Erfahrungen einer ganzen Generation eine literarische Form und machte sie so endlich mitteilbarer. Das war für Zuckmayer – und er ahnte: nicht nur für ihn – so etwas wie die Befreiung von einem Alldruck. «Wir alle haben immer wieder erlebt, daß man über den Krieg nichts sagen kann. Es gibt nichts Kläglicheres, als wenn einer seine Kriegserlebnisse erzählt. Deshalb schweigen wir und warten ... Hier aber, bei Remarque, ist zum erstenmal das Schicksal selbst Gestalt geworden. Das ganze. Das, was dahinter war, darunter brannte – das, was bleibt. Und so geschrieben, so geschaffen, so gelebt, daß es mehr wird als Wirklichkeit: Wahrheit, reine, gültige Wahrheit.»

Tatsächlich ging es Hunderttausenden so wie Zuckmayer. Nicht nur ehemaligen Frontkämpfern, sondern auch anderen, die keine Soldaten gewesen waren, aber begreifen wollten, mit welchen Erlebnissen diese Veteranen lebten. Schon nach wenigen Wochen hatte der Roman eine Auflage von einer halben Million erreicht, noch im selben Jahr wurde er in sechszwanzig Sprachen übersetzt. Ein Welterfolg.

Und eine Provokation für alle, die Krieg und Soldatentod zu beschönigen versuchten, vor allem also für Deutschnationale und Nationalsozialisten. Sie kämpften gegen Roman und Autor mit populistischen Lügen, die stur wiederholt und so der Öffentlichkeit eingehämmert wurden: Das Buch entwürdigte die Gefallenen, verhöhne ihr Opfer fürs Vaterland, ziehe alles Edle des Soldatentums in den Dreck. Remarque sei, da er selbst nur sieben Wochen an der Front und danach schwer verwundet im Lazarett war, ein Hochstapler, der am Krieg nicht wirklich teilgenommen habe, ja den Krieg gar nicht kenne. Da er ursprünglich Remark hieß, nannten sie ihn einen Volksverräter, der sein Pseudonym Remarque ausgerechnet aus der Sprache Frankreichs, der Sprache des Erbfeindes, entlehnte. So einer habe kein Recht, über das Heldentum der Männer zu schreiben, die ihr junges Leben für Deutschlands Ehre hingaben.

Die Propagandaschlacht eskalierte, als die amerikanische Verfilmung von *Im Westen nichts Neues* 1930 in die deutschen Kinos kam. Am Tag nach der Premiere schickte Goebbels in Berlin und anderen Städten seine SA-Schläger in die Kinos, die Stinkbomben warfen, weiße Mäuse aussetzten, Zuschauer bedrohten oder verprügelten, bis die Vorstellungen abgebrochen werden mussten. Doch anstatt Film und Publikum zu schützen, knickten die Behörden ein und verboten nach fünf Tagen weitere Aufführungen «wegen Gefährdung des deutschen Ansehens». Goebbels feierte triumphal den ersten großen Kampagnenerfolg der Nazis: «Es war ein Kampf um die Macht zwischen marxistischer Asphaltdemokratie und deutschbewußter Staatssittlichkeit. Und zum ersten Male haben wir in Berlin die Tatsache zu verzeichnen, daß die Asphaltdemokratie in die Knie gezwungen wurde.»

Monate später wird der Film doch noch in erheblich gekürzter Fassung freigegeben. Aber das kann Remarques Enttäuschung über sein Land nicht mehr besänftigen. Und egal, was er tut, sagt oder schreibt, er bleibt ein Lieblingsfeind der Rechten. Glücklicherweise hat ihn *Im Westen nichts Neues* zu einem reichen Mann gemacht. Er kauft eine Villa am Lago Maggiore in der Schweiz, wenige Kilometer von Ascona entfernt, und lässt Deutschland, das ihm immer fremder wird, hinter sich.



Erich Maria Remarque im Jahr 1929

Nach dem Presseball bleibt Remarque deshalb nur noch für eine kurze Nacht im Hotel. Wer nach Schleicher der neue Kanzler wird, betrifft ihn im Grunde gar nicht mehr, genauso wenig wie die Frage, ob dieser Ball der letzte Tanz der Republik war. Sonntagfrüh setzt er sich gleich nach dem Frühstück in seinen Wagen, einen Lancia Dilambda – er liebt schnelle Autos und hohes Tempo –, und startet Richtung Schweizer Grenze. Es ist eine lange, kalte Fahrt, von Nord nach Süd quer durch das winterliche Deutschland. Erst knapp zwanzig Jahre später wird er seine Heimat wiedersehen.

In ein paar Wochen schon geben Emigranten seine Adresse am Lago Maggiore untereinander weiter wie einen Geheimitipp. Remarque ist als großzügiger Mann bekannt. Er gibt den Flüchtlingen Unterschlupf, drückt ihnen Geld in die Hand, besorgt für sie Fahrkarten nach Italien oder Frankreich. Ernst Toller besucht ihn. Auch der jüdische Journalist Felix Manuel Mendelssohn ist unter den Gästen. Er wohnt ein paar Tage bei ihm, Mitte April wird er ganz in der Nähe von Remarques Grundstück in einem Graben tot aufgefunden, Schädelbruch. Ist er gestürzt

oder wurde er erschlagen? Die Schweizer Zeitungen schreiben von einem Unfall. Thomas Mann, der die Meldungen liest, ist sich sicher: Es war ein missglückter Nazi-Anschlag, die Attentäter haben den jungen Mendelsohn im Dunkeln «wahrscheinlich für Remarque gehalten».

Die Hölle regiert

Montag, 30. Januar

Joseph Roth will die Nachrichten, die der Tag bringen wird, nicht mehr abwarten. Gleich morgens fährt er zum Bahnhof und nimmt den Zug nach Paris. Der Abschied von Berlin fällt ihm leicht. Jahrelang hat er für die *Frankfurter Zeitung* als Reporter gearbeitet, das Unterwegssein ist ihm zur Gewohnheit geworden. Seit Jahren lebt er jetzt in Hotels oder Pensionen. «Ich glaube», hat er mal etwas großsprecherisch behauptet, «daß ich nicht schreiben könnte, wenn ich einen festen Wohnsitz hätte.»

Vor vier Monaten, Ende September 1932, ist Roths *Radetzkymarsch* erschienen. Ein meisterhafter Roman, der, wie Thomas Manns *Buddenbrooks*, über mehrere Generationen hinweg vom Verfall einer Familie erzählt: von den Trottas, die unter Franz Joseph I., dem Kaiser Österreich-Ungarns, aufsteigen und im Ersten Weltkrieg mit ihm untergehen. Es ist eines seiner wichtigsten Bücher, Roth hat hart daran gearbeitet und hätte also Grund, sich mit politischen Äußerungen zurückzuhalten, um keinen gegen sich aufzubringen und den Verkauf des Romans in Deutschland nicht zu gefährden.

Aber behutsames Taktieren gehört nicht zu seinen Talenten, in moralischen Fragen neigt er zu rigorosen Entscheidungen. Vielleicht liegt es auch an einem verborgenen Hang zur Selbstdestruktion, aber Roth will, wenn es um die Nazis geht, kein Blatt vor den Mund nehmen, er will bedingungslos gegen sie in den Kampf ziehen, selbst wenn er weiß, dass sie grenzenlos übermächtig sind: «Jede Hoffnung ist aufzugeben, endgültig, gefaßt, stark, wie es sich gehört.» In einem seiner Briefe aus Paris

schreibt er an Stefan Zweig: «Inzwischen wird es Ihnen klar sein, daß wir großen Katastrophen zutreiben. Abgesehen von den privaten – unsere literarische und materielle Existenz ist ja vernichtet – führt das Ganze zum neuen Krieg. Ich gebe keinen Heller mehr für unser Leben. Es ist gelungen, die Barbarei regieren zu lassen. Machen Sie sich keine Illusionen. Die Hölle regiert.» Roths Impuls zielt nicht aufs Überleben. Er zieht in die Schlacht, bewaffnet mit Stift und Papier und im festen Glauben an seinen Untergang.

*

Wachablösung unter Reportern. Joseph Roth verläßt die Stadt, Egon Erwin Kisch kommt an. Dem Beinamen «rasender Reporter», den er sich selbst verliehen hat, macht er mal wieder alle Ehre. Im vergangenen Jahr ist er in dem vom Bürgerkrieg zerrissenen China gewesen, hat einige der elendesten Orte dort gesehen, hat ein Altersheim der ehemaligen kaiserlichen Eunuchen besucht, ist den schutzlosen Bettlerinnen auf den Straßen begegnet, die nicht einmal in die Gilde der Bettler aufgenommen werden, ließ sich ein Tuberkulose-Hospiz für junge Arbeiterinnen zeigen, halbe Kinder noch, die chancenlos aufs Sterben warten. Dann ist er nach Moskau gefahren, hat in fiebriger Hast seine Erlebnisse in dem Buch *China geheim* aufgeschrieben und ist sofort wieder aufgebrochen, um heute rechtzeitig zu Hitlers Machtantritt in Deutschland zur Stelle zu sein.

Kisch ist eine Weltberühmtheit. Selbst in China, so sagt er, hat man ihn erkannt – obwohl seine Bücher in keine der chinesischen Sprachen übersetzt sind. Er ist ein Jude aus Prag, gehört wie Rilke und Kafka zur deutschsprachigen Minderheit der Stadt. Er macht sich gern selbst zur Zentralfigur seiner Geschichten und vermittelt den Lesern den Eindruck, als seien sie an den entscheidenden Schauplätzen der Welt Schulter an Schulter mit ihm dabei. Und er verfügt über großes Geschick, sich zum Inbegriff des Reporters als Abenteurer und harter Mann zu stilisieren: immerzu unterwegs zu irgendeinem Krisenherd oder Schlachtfeld, immerzu kettenrauchend, immerzu mit halblegalen Methoden irgendeinem Geheimnis auf der Spur.

Im Ersten Weltkrieg war er zunächst Frontsoldat, später dann, nach einer schweren Verwundung, Presseoffizier. Das Vielvölkergemetzel hat sein politisches Verantwortungsgefühl geschärft. Er wurde Mitglied illegaler Soldatenräte, organisierte Streiks und Friedenskundgebungen und trat in die Kommunistische Partei ein.

Das hat ihn auch als Autor verändert. Zu Anfang schwor er auf das Ideal des unabhängigen Journalisten: «Der Reporter hat keine Tendenz, hat nichts zu rechtfertigen und hat keinen Standpunkt. Er hat unbefangenen Zeuge zu sein und unbefangene Zeugenschaft zu liefern.» Doch nach seinem Eintritt in die Partei wurde er mehr und mehr zum Aktivist, der mit seinen Artikeln den für politisch richtig befundenen Zielen dienen will. Seine Reportagen lesen sich so spannend und anschaulich wie zuvor, aber ihr propagandistischer Unterton lässt sich schwer überhören.

Kisch steigt am Anhalter Bahnhof aus dem Zug. Mit den Nazis hat er sich bislang noch kaum befasst. Als überzeugter Kommunist weiß er, welche Richtung die Weltgeschichte einschlagen wird: den Weg zur proletarischen Revolution. Faschismus oder Nationalsozialismus sind da nur Zwischenstationen. Doch die will er sich jetzt genauer anschauen und den – letztlich siegreichen – Kampf der KPD um die Macht miterleben.

Er fährt zu seiner neuen Wohnung in der Motzstraße beim Nollendorfplatz. Es ist nur ein Zimmer zur Untermiete, meist lebt er besser. Er stammt aus einer wohlhabenden jüdischen Familie und ist ein erfolgreicher Autor, das verleugnet er nicht. Er hat sich der Sache der Proletarier verschrieben, lebt aber nicht wie einer. Warum auch? Hier in Berlin hat er seine Bibliothek eingelagert, vierzig Kisten mit zusammen viertausend Bänden, schon allein die sind ein kleines Vermögen wert. Er denkt darüber nach, die Bücher sicherheitshalber nach Prag zu schaffen zu seiner Mutter, es wäre schade, wenn sie in den Wirren der kommenden politischen Kämpfe verloren gingen. Vielleicht wird das die zweite große Aufgabe seines Aufenthalts hier in Berlin werden.



Der Anhalter Bahnhof

Der Anhalter Bahnhof ist groß, man kann leicht aneinander vorbeilaufen. Am selben Morgen, an dem Kisch ankommt, steigt Generalleutnant Werner von Blomberg aus einem Nachtzug, der aus Genf eintrifft. Er nimmt dort als deutscher Delegierter an einer internationalen Abrüstungskonferenz teil, auf der Deutschland absurderweise eine Vergrößerung seiner vom Versailler Vertrag auf 100 000 Mann begrenzten Reichswehr durchsetzen will. Aber gestern überraschte ihn in Genf ein Telegramm Hindenburgs, er solle umgehend nach Berlin kommen.

Dort herrscht mittlerweile hinter den Kulissen der Macht ein kaum noch gebremster Aufruhr, nahezu alles scheint möglich. Kurt von Hammerstein, Chef der Heeresleitung, will die Ernennung Hitlers zum Kanzler um jeden Preis verhindern und hat in der vergangenen Woche in einem Gespräch mit Hindenburg die Zusicherung erhalten, der «österreichische Gefreite» habe keine Chance, in dieses Amt berufen zu werden. Nur zwei Tage später muss Hammerstein aber einsehen, dass Papen den Reichspräsidenten umgestimmt hat und Hitler tatsächlich kurz vor der Machtübernahme steht. Als letztes Mittel schlägt er dem

bereits zurückgetretenen Schleicher, der nur noch kommissarisch als Kanzler und Reichswehrminister die Geschäfte führt, einen Staatsstreich vor. Die Potsdamer Garnison soll in Alarmbereitschaft versetzt, Hitler verhaftet, der Ausnahmezustand erklärt und der offenbar nicht mehr zurechnungsfähige Hindenburg entmachtet werden. Da Schleicher seinen Plan ablehnt, versucht Hammerstein zu retten, was noch zu retten ist: Er trifft sich mit Hitler und dringt auf das Zugeständnis, Schleicher müsse im neuen Kabinett Reichswehrminister bleiben und damit die militärische Macht im Land in seinen Händen behalten. Hitler versichert ihm das, wohl um ihn für die nächsten Stunden ruhigzustellen, obwohl Hindenburg und er sich längst geeinigt haben, Schleicher durch Blomberg zu ersetzen.

Also wird Blomberg, als er am Morgen aus Genf ankommt, auf dem Bahnsteig gleich von zwei Herren begrüßt: vom Adjutanten Hammersteins, der ihn abfangen soll, um ihn ins Reichswehrministerium zu beordern, und von Oskar von Hindenburg, dem Sohn des Reichspräsidenten, der den Auftrag hat, ihn auf dem schnellsten Weg zu seinem Vater zu bringen. Konfrontiert mit den Befehlen sowohl seines militärischen Vorgesetzten als auch des Staatsoberhauptes, entscheidet sich Blomberg, der Anweisung Hindenburgs zu folgen. Kurz darauf, gegen 9 Uhr, vereidigt ihn der Reichspräsident als Wehrminister einer Regierung, die es noch gar nicht gibt. Damit setzt er sich über die Verfassung der Republik hinweg, denn Minister dürfen nur auf Vorschlag des Kanzlers ernannt werden. Hitler ist zwar mit Blomberg als Minister für die Reichswehr einverstanden, aber zu diesem Zeitpunkt noch nicht Kanzler. Doch um solche juristischen Feinheiten schert sich jetzt niemand mehr.

Damit die Ernennung Blombergs plausibler erscheint und das Ranggefüge der Wehrmacht nicht zu sehr durcheinander gebracht wird, befördert ihn Hindenburg im gleichen Atemzug auch zum General der Infanterie. Nach der Zeremonie gibt ihm Oskar von Hindenburg allerdings den dringenden Rat, vorläufig nicht ins Reichswehrministerium in der Bendlerstraße zu fahren, dessen Chef er jetzt ist. Denn dort wartet Hammerstein, und der wird ihn bei seinem Eintreffen voraussichtlich sofort verhaften.

*

Klaus Mann hat sich gegen 10 Uhr wecken und dann von Hans Feist zum Anhalter Bahnhof bringen lassen. Feist ist fast zwanzig Jahre älter als Klaus Mann und nicht sein bevorzugter Liebhaber, aber er ist wohlhabend, oft sehr spendabel und neben seinem Hauptberuf als Übersetzer außerdem noch Arzt, was den Zugang zu Morphium ungemein erleichtert.

Gestern hat sich Klaus, zusammen mit Feist und dem etwas schreibfaulen Dichterfreund Wolfgang Hellmert, der ihm mehr bedeutet als Feist, wieder einen Schuss gegönnt. Kein Wunder, dass er heute früh nicht ganz fit ist. Nur unter großen Anstrengungen hat er es geschafft, seinen Koffer zu packen. Aber er fühlt sich wie von böser Ahnung fortgetrieben, er hat schlechte Laune und will auf keinen Fall länger bleiben, sondern zu Erich Ebermayer nach Leipzig, einem befreundeten Autor, mit dem er an einer Theaterfassung von Saint-Exupéry's Roman *Nachtflug* arbeitet. Mit dem Vorhaben kann er wohl keinen literarischen Lorbeer ernten, vielleicht aber seine finanzielle Lage aufbessern, der Franzose Saint-Exupéry ist derzeit bei jungen Leuten in Deutschland ein populärer Mann.

Die üblichen Abschiedsklagen von Feist, der immerzu um ihn wirbt, sind ein wenig lästig. Klaus Mann ist froh, als er sich endlich allein im Abteil auf den Sitz fallen lassen kann und der Zug abfährt. Aber dann wird ihm zu allem Unglück übel.

*

Hitler hat gestern Nacht noch von dem Gerücht gehört, die Reichswehr könnte gegen Hindenburg putschen. Hammerstein und Schleicher sollen hinter dem Plan stecken. Sofort lässt er als Gegenmaßnahme die Berliner SA- und SS-Verbände in Alarmbereitschaft versetzen und verlangt wutentbrannt von einem ihm treu ergebenen Polizeioffizier, die Besetzung des Regierungsviertels durch mehrere Polizeibataillone vorzubereiten. Offizielle Befehlsgewalt über die Bataillone besitzt Hitler selbstverständlich nicht, doch das fällt kaum ins Gewicht, da nicht ganz

klar ist, welche Bataillone Hitler in seinem Furor meint und ob sie überhaupt existieren. Noch bis 5 Uhr früh bleibt er in Goebbels' Wohnung am Reichskanzlerplatz und diskutiert mit seinem Gefolge, wie er auf mögliche Versuche seiner Gegner, seine Ernennung zu verhindern, reagieren kann. Dann lässt er sich, um noch ein wenig Schlaf zu finden, zu seiner Suite im Hotel *Kaiserhof* bringen.

Am Morgen treffen bei Papen, dem designierten Vizekanzler, nach und nach die Mitglieder der neuen Regierungskoalition aus NSDAP und der deutschnationalen DNVP ein. Papen residiert noch immer im Anbau der Reichskanzlei. Er musste zwar schon vor zwei Monaten als Kanzler zurücktreten, aber er hat die Kanzlerwohnung für seinen Nachfolger Schleicher bislang nicht geräumt – er verachtet die Regeln der Republik und versucht um jeden Preis, sogar um den Preis der Lächerlichkeit, an seinem Machtanspruch festzuhalten.

Bei den Vorbereitungen zur Vereidigung der Regierung ist in den vergangenen Tagen nicht alles glatt gelaufen. Franz Seldte, Chef des *Stahlhelms*, der Kampforganisation der Deutschnationalen, soll das Arbeitsministerium übernehmen. Doch der Ernennungstermin wurde ihm nicht mitgeteilt. Als Hindenburgs Staatssekretär Otto Meißner bei ihm anruft, wo er bleibe, liegt er noch im Bett, und es ist abzusehen, dass er es kaum rechtzeitig bis zur Vereidigungszeremonie schaffen kann. Also soll ersatzweise sein Stellvertreter Theodor Duesterberg seinen Platz einnehmen. Das wiederum ist heikel, denn Duesterberg wurde noch vor wenigen Monaten, als er bei der Wahl zum Reichspräsidenten kandidierte, von den Zeitungen der Nazis wegen seines jüdischen Großvaters als «rassisch minderwertig» bezeichnet und wochenlang mit den wütesten Beleidigungen überschüttet. Prompt stellt Duesterberg die Frage, ob denn die Regierung unbedingt unter Zeitdruck ins Amt gebracht werden müsse, ob man nicht verschieben könne. Woraufhin Papen, der um die mühsam arrangierte Koalition und sein Amt als Vizekanzler fürchtet, die kursierenden Putschgerüchte nutzt und behauptet, es drohe eine Militärdiktatur unter Schleicher und Hammerstein: «Wenn nicht bis 11 Uhr eine Regierung gebildet ist, marschiert die Reichswehr.»

Hitler lässt sich derweil mit seinen künftigen Ministern Göring und Wilhelm Frick die rund hundert Meter vom *Kaiserhof* zum Anbau der

Reichskanzlei in einem offenen Mercedes chauffieren. Wegen der Kälte tragen sie dicke dunkle Mäntel und haben die Hüte tief ins Gesicht gezogen, sie sehen ein wenig aus wie Gangster auf dem Weg zur Schutzgelderpressung. Als sie bei Papen eintreffen, erweist sich Hitler wieder als reaktionsschnell improvisierender Schauspieler. Er geht sofort auf Duesterberg zu, ergreift seine Hand und erklärt ihm mit bebender Stimme und Tränen in den Augen: «Ich bedauere die Ihnen durch meine Presse zugefügten persönlichen Beleidigungen. Ich versichere Ihnen auf mein Wort, dass ich diese nicht veranlasst habe.»

Von Papens Kanzlerwohnung aus ist es dann kein weiter Weg mehr. Gegen 10:45 Uhr bricht die Herrengesellschaft auf. Da vor dem Gebäude Pressefotografen in der Kälte ausharren, führt Papen sie durch einen Hinterausgang und die winterlichen Ministergärten zur Reichskanzlei. Dort hat Hindenburg vorübergehend seine Amtsräume, da das Präsidentenpalais seit Sommer renoviert wird. Die kurze Wanderung findet gewissermaßen unter den Augen der Preußischen Akademie der Künste statt, deren Sitz nur rund hundert Meter nördlich am Pariser Platz liegt. Aus den Fenstern an der Rückfront des Hauses könnten die Akademiemitglieder, wenn sie wollten, die feierlich dunkel gekleideten Politiker durch den Schnee stapfen sehen.

Einen wesentlichen Punkt hat Papen während der Koalitionsverhandlungen allerdings noch nicht geklärt. Hitler besteht darauf, unmittelbar nach seinem Amtsantritt bei Hindenburg um die Auflösung des Parlaments zu bitten und Neuwahlen auszuschreiben. Das Volk solle, behauptet Hitler, das neue Kabinett demokratisch bestätigen. Er spricht es nicht aus, aber er rechnet dabei mit einem Erdrutschsieg für die NSDAP, da er vorhat, als Regierungschef seine Wahlkampfpropaganda aus der Staatskasse zu zahlen. Der Vorsitzende der Deutschnationalen, Alfred Hugenberg, will aber genau dieses Szenario vermeiden, da seine Partei bei der jüngsten Wahl unter großen Anstrengungen knapp zweieinhalb Prozent hinzugewonnen hat, die er gegen die übermächtige Konkurrenz eines Kanzlers Hitler mit seiner viermal größeren NSDAP wieder zu verlieren fürchtet.

Erst im Büro von Hindenburgs Staatssekretär Meissner legen Hitler und Papen die Karten auf den Tisch. Hugenberg ist empört, er fühlt

sich überrumpelt und weigert sich umso heftiger. Neuwahlen sind in seinen Augen unnötig, er ist nicht bereit, auf diese Bedingung einzugehen. Papen und Hitler nehmen Hugenberg beiseite in eine Fensternische und streiten heftig. Um seine Bedenken zu zerstreuen, legt Hitler wieder Pathos in seine Stimme und gibt das feierliche Ehrenwort, nach den Wahlen nichts an der Regierungskoalition oder an der Zusammensetzung des Kabinetts zu ändern, gleichgültig welche Kräfteverhältnisse dann im Parlament herrschen. Papen sieht darin ein geradezu ultimatives Argument: «Sie können doch nicht an dem feierlichen Ehrenwort eines deutschen Mannes zweifeln.» Aber Hugenberg bleibt stur, eher will er die mühselig ausgehandelte Koalition in buchstäblich letzter Minute kippen. In diesem Augenblick betritt Staatssekretär Meissner den Raum mit seiner Taschenuhr in der Hand und mahnt, den Reichspräsidenten nicht warten zu lassen, es sei bereits 11:15 Uhr.

Diese Worte sind es, die Hugenbergs Widerstand brechen. Der Gedanke, einer Autoritätsfigur wie Hindenburg gegenüber respektlos zu erscheinen, ist ihm unerträglich. Der Präsident ist für ihn, wie für alle Deutschnationalen, der Held des Weltkriegs, und dessen Zeitplan will er um keinen Preis im Wege stehen. Gegen die eigenen Interessen und alle Regeln politischer Vernunft stimmt er Hitlers Bedingung zu, und endlich können die Versammelten zur Verteidigung schreiten.

Im letzten Moment taucht Franz Seldte, der vorgesehene Arbeitsminister, doch noch auf. Also wird Duesterberg die Ernennungsurkunde mit seinem Namen aus den Händen genommen und zerrissen. Die Gruppe steigt die Treppe zum Empfangssaal hinauf, Hindenburg tritt ein und verliest jedem einzelnen Kabinettsmitglied die Eidesformeln und lässt sie nachsprechen. Zuerst Hitler: «Ich werde meine Kraft für das Wohl des deutschen Volkes einsetzen, die Verfassung und die Gesetze des Reiches wahren, die mir obliegenden Pflichten gewissenhaft erfüllen und meine Geschäfte unparteiisch und gerecht gegen jedermann führen.» Danach hält Hitler, was nicht vorgesehen ist, eine kurze Rede, in der er betont, nach der Zeit der Notverordnungen zur normalen parlamentarischen Demokratie zurückkehren zu wollen. Für den Nachmittag setzt er die erste Kabinettsitzung an. Gegen 12 Uhr ist alles vorbei.

Das Kabinett macht, aus nationalistischer Perspektive betrachtet, einen gemäßigten Eindruck: Franz von Papen wird Vizekanzler und kommissarischer Staatschef von Preußen, für das die Reichsregierung seit dem «Preußenschlag» ebenfalls zuständig ist. Er ist es, der das Vertrauen Hindenburgs genießt. Ohne die Anwesenheit Papens darf Hitler keine Regierungsgeschäfte mit Hindenburg besprechen, was Intrigen verhindern soll. Zudem kann Hindenburg als Reichspräsident den neuen Kanzler jederzeit in die Wüste schicken, schließlich führt auch Hitler nur eine Minderheitsregierung. Wichtige Ressorts wie das Außen-, Finanz- und Justizministerium gehen an parteilose Fachleute, Hugenberg erhält ein Superministerium für Wirtschaft, Landwirtschaft und Ernährung, Seldte wird Arbeitsminister. Dagegen erhalten die Nationalsozialisten nur das Innenministerium für Wilhelm Frick und für Göring einen Ministerposten ohne Geschäftsbereich sowie das preußische Innenministerium. Es wirkt so, als sei Papens Plan aufgegangen, Hitler mit bewährten rechten Kräften «einzurahmen» und auf diese Weise politisch zu bändigen. Einem Kritiker, der Papen vorwirft, das Land einem Diktator ausgeliefert zu haben, antwortet er: «Was wollen Sie denn? In zwei Monaten haben wir Hitler in die Ecke gedrückt, dass er quietscht.»

Im *Kaiserhof* warten, zwischen Vorfreude und letzten Zweifeln schwankend, die übrigen Potentaten der NSDAP. Sie haben einiges Fußvolk auf den Straßen zwischen Hotel und Reichskanzlei versammelt. Für sich und seine Leute hat Hitler eine ganze Etage des Hotels gemietet, zu einem Preis, den sich die Partei längst nicht mehr leisten kann. Die zahlreichen Wahlkämpfe der jüngsten Zeit haben die Kassen dramatisch geleert und gefährliche Schulden aufgehäuft. Sollte die Regierungsübernahme scheitern, droht die Insolvenz. Aber der *Kaiserhof* ist nicht nur das eleganteste Hotel der Stadt, sondern er hat, mitten im Regierungsviertel gelegen, einen fast schon offiziösen Anstrich. Hitler wohnt, wenn er in Berlin ist, bereits seit Jahren hier, nicht zuletzt weil die Besitzer stramme Rechte sind, die auf dem Gebäude die schwarz-weiß-rote Fahne des Kaiserreichs hissen lassen statt der schwarz-rot-goldenen der Republik. Hätte Hitler jetzt wegen der angespannten Finanzlage eine andere, billigere Unterkunft gewählt, hätte es wie das Eingeständnis einer Schwäche seiner Partei gewirkt.

Ernst Röhm, der Stabschef der SA, beobachtet den Eingang der Reichskanzlei von einem Fenster des Hotels aus mit einem Feldstecher. Zuerst tritt Göring aus dem Gebäude und ruft den Umstehenden die Neuigkeiten zu. Dann besteigen er, Frick und Hitler den Mercedes und lassen sich im Schrittempo zum *Kaiserhof* fahren, mitten durch eine dicht an den Wagen herandrängende Menschenmenge, die den frisch ernannten Kanzler mit der stramm erhobenen Rechten und ekstatischem Geschrei feiert. Das Auto braucht mehrere Minuten für die kurze Strecke. Sobald Hitler aussteigt, umringt ihn sein Gefolge und begleitet ihn ins Hotel. Goebbels, Heß, Röhm schütteln ihm ergriffen die Hand, viele haben Tränen in den Augen. Das große Ziel ist endlich erreicht, ihr Führer ist Kanzler. Durch die Fenster des *Kaiserhofs* dringt der Lärm der jubelnden Menge von der Straße. Doch die Männer, die Hitler umringen, sind vor Ergriffenheit stumm.

*

In der Filiale des Café Kranzler am Kurfürstendamm hat sich Georg Kaiser mit seinem Lektor und Verleger Fritz Landshoff zum Mittagessen verabredet. Kaiser ist mit Mitte fünfzig bereits ein lebender Klassiker des Expressionismus. Er schreibt in manischem Tempo Theaterstücke, die keine Figuren auf die Bühne bringen, sondern Thesen, die notdürftig als Figuren getarnt werden. Seine Stücke haben die Anmutung von literarischen Laborversuchen, es sind Denkspiele, keine Schauspiele. Doch das Publikum mag sie, Kaiser hat erstaunlichen Erfolg damit. Wer ins Theater geht, um eines seiner Dramen zu sehen, weiß, was ihn erwartet: gedrängte Szenenfolgen, eine knappe, inbrünstig predigende Sprache und Bilder der Einsamkeit in einer modernen, von der Technik beherrschten Welt.

Kaisers Geschäfte laufen gut, in einigen Tagen soll sein Wintermärchen *Silbersee*, zu dem Kurt Weill die Musik geschrieben hat, in gleich drei Stadttheatern parallel uraufgeführt werden, in Leipzig, Magdeburg und Erfurt. Landshoff dagegen wird von ernststen Finanzproblemen geplagt. Mit seinem Partner Gustav Kiepenheuer, dem Namensgeber ihres Verlags, muss er sich auf eine brisante Gläubigerversammlung vorberei-

ten. Schulden bei Druckern, Buchbindern, Papierlieferanten haben sich aufgehäuft, die Stimmung ist schlecht, eine Insolvenz wohl nicht mehr abzuwenden. Obwohl Kaiser ein phänomenales Talent besitzt, alle unangenehmen Tatsachen des Lebens auszublenden, um ganz in seine literarischen Modellwelten abzutauchen, macht er sich Sorgen um den Verlag und um den jungen Landshoff. Am liebsten würde er ihn davon abhalten, sich der Gläubigerversammlung zu stellen. Sie erinnert ihn viel zu sehr an den Prozess, den man ihm 1921 machte: Damals hatte Kaiser, um ungestört an seinen Stücken arbeiten zu können, ein kostbar möbliertes Haus gemietet, die Einrichtung nach und nach verkauft und vom Erlös gelebt. Dass man es wagte, ihn, einen Dichter, wegen solch einer profanen Verfehlung anzuklagen, hielt er für ein nationales Unglück. Er verlangte, die Flaggen landesweit auf halbmast zu setzen und die frühverstorbenen Kollegen Heinrich von Kleist und Georg Büchner als seine Verteidiger zu betrachten. Der Richter zeigte erstaunliche Geduld mit ihm und verurteilte Kaiser zu einem Jahr Haft wegen Unterschlagung.

Doch als Landshoff jetzt im Café Kranzler eintrifft, wird die Finanzmisere seines Verlags für ihn mit einem Schlag nebensächlich. Ein Zeitungsjunge wedelt mit der *B. Z. am Mittag*, deren Titelseite in den üblichen Riesenlettern verkündet: «Adolf Hitler, Reichskanzler». Landshoff ist wie vor den Kopf geschlagen. Entsetzt kauft er eine der Zeitungen. Der Kiepenheuer Verlag hat nie einen Zweifel an seiner hitlerfeindlichen Haltung gelassen. Wenn die Nazis jetzt an die Macht kommen, welche Überlebenschancen kann ihr angeschlagenes Unternehmen dann noch haben? Landshoff hat viel Geld aus seinen Rücklagen in den Verlag investiert – wird er schon bald, mit Anfang dreißig, nicht nur arbeitslos sein, sondern auch ruiniert?

Erregt hält er Kaiser die Zeitung hin, als er im Kranzler zu ihm an den Tisch eilt. Doch Kaiser hat nicht die geringste Lust, sich mit den politischen Querelen des Tages zu beschäftigen, zu oft und zu schnell haben in den letzten Monaten die Kanzler gewechselt. Kaiser kann das nicht mehr ernst nehmen, das Schmierentheater der Politik gehört zu den lästigen Dingen der Realität, die er ausblendet. «Ein Kegelverein verändert seinen Vorstand», sagt er schulterzuckend zu Landshoff,

nimmt ihm das Blatt aus der Hand und wirft es auf einen der leeren Stühle an ihrem Tisch. Über so etwas will er jetzt nicht diskutieren.

Hermann Kesten dagegen, der zweite Lektor des Kiepenheuer Verlags, zweifelt keinen Augenblick, dass sich mit der Schlagzeile der *B. Z. am Mittag* ihr Leben endgültig verändert hat. Er ist mit Landshoff verabredet, er hat versprochen, ihn nach dem Essen mit Kaiser abzuholen. Er betritt das Kranzler in dem Moment, als sich die beiden vom Kellner den Kaffee bringen lassen. Kurz setzt er sich noch zu ihnen an den Tisch, bestellt ebenfalls eine Tasse, aber die Ruhe, sie zu trinken, hat er nicht mehr. Er springt auf und läuft nach Haus.

Seine ganze Familie, die Mutter, die Schwester Gina und seine Frau Toni, liegen mit Grippe im Bett. Er selbst ist gerade erst wieder gesund geworden. Nur fünfzehn Jahre nachdem die Spanische Grippe zwischen 1918 und 1920 weltweit Millionen Menschen das Leben kostete, wird die Krankheit von niemandem auf die leichte Schulter genommen. Die Zeitungen berichten täglich über die Zahl der Neuinfektionen, allein in Berlin sind es heute 373. In einer Stadt wie Frankfurt am Main gibt es bereits über 2000 Erkrankte, doch die Schulen sollen nur im äußersten Notfall ganz geschlossen werden, da viele Schüler in so beengten Wohnverhältnissen leben, dass sie ihre Tage sonst trotz der Kälte auf den Straßen verbringen müssten.

Kesten weiß, dass er Deutschland also vorerst nicht verlassen kann. Dennoch holt er zu Hause seinen Pass und den seiner Frau und läuft zum französischen Konsulat, um Visa für sie beide zu beantragen. Danach hebt er bei seiner Bank so viel Reisegeld ab, wie er laut Devisengesetz mit ins Ausland nehmen darf. Als er seine Wohnung wieder betritt, läuft er dem Arzt in die Arme, der die Familie behandelt und der ihn eindringlich warnt: Seine Frau wird frühestens in acht Tagen reisefähig sein. Die Flucht muss noch aufgeschoben werden.

*

Gegen Mittag erhält Erich Ebermayer in Leipzig das Telegramm von Klaus Mann: «Eintreffen heute 14 Uhr 14. Gruß Klaus». Gegen 14 Uhr fährt Ebermayer zum Bahnhof. Es ist ein grauer, trüber Wintertag. Als

Ebermayer die riesige Vorhalle betritt, hallen ihm schon die Stimmen der Zeitungshändler entgegen: «Adolf Hitler, Reichskanzler». Er kauft eine *B. Z. am Mittag* und ist noch immer blass, als er seinen Besucher auf dem Bahnsteig in Empfang nimmt.

Klaus Mann lächelt erst, schreckt aber zusammen, sobald er die Schlagzeile der Zeitung entziffert hat, die ihm Ebermayer entgegenstreckt. Das hätte er nie für möglich gehalten. Er starrt auf das Blatt, ohne weiterzulesen: «Das ist furchtbar ...» Er läuft erst langsam, dann immer schneller, aber selbst ihm ist unklar, wohin eigentlich. Schon der nächste Gedanke gilt seinem Vater: «Es wird auch für den Zauberer furchtbar ...»

Ebermayer und er gehen in ein Restaurant, essen, versuchen sich zu beruhigen und wollen, schon weil ihnen nichts Besseres einfällt, danach bei Ebermayer an ihrem *Nachtflug*-Projekt arbeiten. Für heute haben sie sich vorgenommen, den dritten Akt in groben Zügen zu konzipieren. Doch sie sind nicht bei der Sache, sie kommen nicht voran. Die Arbeit hat mit einem Mal etwas Fadenscheiniges bekommen. Es ist klar, dass sich in der neuen politischen Situation kein Theater des Landes für die Dramatisierung eines französischen Romans durch den homosexuellen Nazi-Gegner Klaus Mann und seinen ebenfalls schwulen Freund Ebermayer interessieren wird. Warum noch Zeit daran verschwenden? «Du musst eben meinen Namen weglassen ...», schlägt Mann vor. «Quatsch! Wir legen das Stück ein Jahr auf Eis», beruhigt ihn Ebermayer.

Früh machen sie Schluss und gehen ins Theater. Sie sehen *Lob des Landes*, eine Komödie des Österreichers Richard Billinger, der neuerdings so viel Erfolg hat und im vergangenen Jahr zusammen mit Else Lasker-Schüler den Kleistpreis erhielt. Klaus Mann ist neugierig, aber stellt schnell fest, dass er das Stück nicht mag, für einen Großstadtmenschen wie ihn steckt viel zu viel Naturmystik darin. Noch dazu treffen die Schauspieler nicht den österreichischen Dialekt.

Gegen Mitternacht bringt ihn Ebermayer zum Bahnhof, vor dem Schlafwagen verabschieden sie sich und vereinbaren, dass Ebermayer Klaus Mann in zwei Wochen in München besuchen wird, damit sie mit dem *Nachtflug* weiterkommen. Es ist einer der Besuche, die verabredet werden, ohne dass die Beteiligten noch ernsthaft glauben, die Verab-

redung einhalten zu können. Klaus Mann lässt sich auf seinen Sitz im Abteil fallen, winkt seinem Freund auf dem Bahnsteig zu. Dann verschwindet der Zug in die Nacht. Sie sehen sich nie wieder.

*

Am Nachmittag lässt sich Hitler hinter dem Kanzlerschreibtisch stehend fotografieren. Das offizielle Bild zum Amtsantritt. Auf dem Foto schaut er seitlich über die Kamera weg ins Leere, beide Hände stecken in den Taschen seines doppelreihigen Jacketts. Eine seltsam trotzige Geste. Sie soll Entschlossenheit zeigen, natürlich, aber sie wirkt eher so, als habe er in seinen Händen etwas zu verbergen. Viel Spielraum hat er sich nicht gelassen: Vor ihm der fast leere Kanzlerschreibtisch, links der samtbezogene Kanzlersessel, hinter ihm ein halbhoher Aktenschrank, rechts ein Beistelltisch. Um dem Bild trotz der steifen, repräsentativen Szenerie etwas Helles, Freundliches zu geben, hat der Fotograf auf dem Aktenschrank in Hitlers Rücken einen Korb mit Maiglöckchen platziert.

Später, während der ersten Kabinettsitzung, bricht der Streit zwischen Hitler und Hugenberg über die Neuwahlen wieder auf. Aber Hugenbergs Widerstand hat nun keine Wirkung mehr, es bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Entscheidung in die Hände Hindenburgs zu legen, der als Reichspräsident die Auflösung des Parlaments verfügen oder verweigern kann.

Am Abend beginnen sich Menschen auf dem Pariser Platz und entlang der Wilhelmstraße zu versammeln, die neue Regierung hat einen großen Fackelzug angekündigt. Fliegende Händler tauchen auf, die heiße Würstchen und wärmende Getränke verkaufen. Ab halb neun ziehen SA- und SS-Einheiten und auch Verbände des deutschnationalen *Stahlhelms* von Westen her in langen Kolonnen durch den Tiergarten auf das Brandenburger Tor zu. Es sollen zusammen etwa 25 000 Mann sein. Auf der Charlottenburger Chaussee, die schnurgerade durch den nächtlichen Park führt, wirken die erhobenen Fackeln der Uniformierten rechts und links des Zuges wie zwei schmale glühende Bänder. Trommeln dröhnen, der Geruch von Petroleum liegt in der Luft. Zwi-

schen den Kolonnen marschieren Fahnenträger und Musikkapellen, die das Deutschland- oder das Preußen-Lied spielen. Aber sobald sie das Brandenburger Tor passiert haben und den Pariser Platz betreten, an dem auch die französische Botschaft liegt, brechen einige der Kapellen ab, lassen einen Trommelwirbel folgen und stimmen die Melodie eines alten Soldatenliedes an, dessen zentrale Zeile lautet: «Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen».

Ebenfalls am Pariser Platz, gleich neben dem Brandenburger Tor, steht die Villa von Max Liebermann. Er ist jetzt fünfundachtzig Jahre alt, so wie Hindenburg, den er vor ein paar Jahren als Reichspräsident porträtierte. Damals wurde das fast zur Staatsaffäre. Warum, kritisierten einige der rechtsnationalen Zeitungen, erhält ausgerechnet der Jude Liebermann den Auftrag, das deutsche Staatsoberhaupt zu malen? Liebermann nahm das damals noch gelassen hin, schließlich war er nicht nur einer der angesehensten Maler Deutschlands, ein Impressionist von internationalem Rang, sondern auch bestens vernetzt in der intellektuellen, kunstinteressierten Gesellschaft des Landes, sehr wohlhabend und nicht zuletzt Präsident der Preußischen Akademie der Künste. Er wollte sich nicht durch einige rechte Kläffer, die seinen Ruhm ohnehin nicht schmälern konnten, aus der Ruhe bringen lassen. Er ist kein religiöser Jude, seit dem Tod seiner Eltern hat er keine Synagoge mehr besucht. Er fühlt sich ganz selbstverständlich als Deutscher und Berliner, er ist überzeugt vom Erfolg der jüdischen Assimilation.

Doch die Haltung gegenüber den Juden hat sich rapide geändert. Liebermann ist ein Konservativer, ein durch und durch bürgerlicher Mann, der fest daran glaubt, sich auf die alte preußische Toleranz und die Liberalität der Republik verlassen zu können. Aber in den letzten Jahren musste er registrieren, wie ein immer aggressiverer Antisemitismus selbst in den angeblich besseren, kultivierten Gesellschaftskreisen um sich griff.

Im vergangenen Sommer hat er nach zwölf Jahren sein Amt als Präsident der Akademie abgegeben. Als Dank für seine Arbeit hat ihn der Akademische Senat zum Ehrenpräsidenten ernannt. Doch als Nachfolger wurde Max von Schillings gewählt, der Komponist, der nicht mehr komponiert und der seine Feindschaft gegen den Staat und die Juden

offen bekennt, wenn er die Weimarer Republik abfällig «Semitanien» nennt. Mit Hitlers Sieg, das wird Liebermann klar, während er mit seiner Frau die vorbeiziehenden Uniformierten beobachtet, ist sein Traum der Assimilation ausgeträumt: «Ich kann», sagt er, «gar nicht so viel fresen, wie ich kotzen möchte.»

Am Pariser Platz schwenken die Marschkolonnen nach rechts ab in die Wilhelmstraße. Die Fackeln werfen unruhiges Licht auf die Gebäude und die Menschen am Straßenrand. Hinter einem erleuchteten Fenster der alten Reichskanzlei nimmt Hindenburg die Parade ab, gestützt auf seinen Stock, den er gelegentlich im Rhythmus der Marschmusik gegen den Boden stößt. Ein Gebäude weiter steht Hitler in einem geöffneten Fenster seines neuen Amtssitzes. Er wird quer über die Straße angestrahlt von Scheinwerfern und grüßt, umgeben von Rudolf Heß und seinen Ministern Göring und Frick, immer wieder mit erhobenem rechtem Arm herab in die Menge. Einmal lösen sich Männer aus ihrer Kolonne, bilden eine lebendige Leiter und reichen Hitler eine Rose ins Fenster. Später muss er wegen der Kälte eine braune SA-Jacke überstreifen. Aber er ist begeistert vom stundenlangen Vorbeimarsch und begeistert von Goebbels, der das alles organisiert hat: «Wo hat er nur in der kurzen Zeit die vielen Fackeln aufgetrieben?»

Goebbels kümmert sich um alles. Er hat eine Radio-Übertragung vom Fackelzug durchgesetzt, alle Sender des Reichsrundfunks werden zugeschaltet, manche davon gegen den Willen der Verantwortlichen, nur der Bayerische Rundfunk weigert sich erfolgreich. Göring und er halten überschwängliche Reden, die ebenfalls gesendet werden müssen. Erst gegen Mitternacht verabschiedet er die letzten Unentwegten, die noch auf den Straßen dem Frost trotzen, mit Heilrufen auf Hitler und Hindenburg.

Eine gewaltige Propagandainszenierung. Doch sie ist in Goebbels' Augen noch nicht groß und gelungen genug. Vor allem die wenigen Filmaufnahmen, die gemacht werden, kontrastarm und oft verwackelt, enttäuschen ihn, sie entwickeln für die Wochenschauen der Kinos optisch zu wenig Wucht. Er will dem Publikum einen wahren Triumphzug präsentieren, der so aussieht, als könnte er alles niederwalzen, was sich ihm in den Weg stellt. Also entschließt er sich im Sommer, den Fackelzug



Fackelzug in Berlin am Abend des 30. Januar 1933

für die Kameras noch einmal und noch eindrucksvoller in Szene zu setzen: Mehr Männer, mehr Fackeln, kompaktere Kolonnen, bessere Kamerapositionen. Die Männer marschieren jetzt in überbreiten Reihen, und nicht nur die am Rand, sondern fast alle tragen Fackeln, so dass sich der Zug wie ein flammender Strom durch das Brandenburger Tor ergießt. Wer die Bilder genau anschaut, erkennt, dass sich bei diesem nachträglichen Dreh an den Straßenrändern keine großen Menschenmassen drängen. Aber das kümmert Goebbels wenig, bei geschicktem Schnitt fällt das nicht weiter auf.

*

Carl von Ossietzky, Chefredakteur der *Weltbühne*, ist unermüdlich wie immer. Während der Arbeit in der Redaktion kam die Nachricht, dass Hitler als Reichskanzler vereidigt wurde. Am späten Nachmittag bricht er auf zur Sitzung des *Schutzverbands deutscher Schriftsteller* in einem Lokal am Halleschen Tor. Der *Schutzverband* ist so etwas wie die Ge-

werkschaft der Autoren. Erich Mühsam, feurig wie immer, redet sich in Rage und fordert konsequenten Widerstand gegen die Nazis. Die meisten anderen Autoren belächeln Mühsams Empörung: Mit dem Hitler-Spuk werde es schnell wieder vorbei sein. Dann steht Ossietzky auf, es wird still im Lokal, mit leiser Stimme sagt er: «Das alles wird viel länger dauern, als Sie meinen. Vielleicht Jahre. Dagegen sind wir machtlos. Aber jeder von uns kann sich vornehmen, denen, die nun die Macht haben, niemals auch nur den kleinen Finger zu reichen.»

Nach dem Treffen macht sich Ossietzky mit der U-Bahn auf den Weg zur Versammlung der *Liga für Menschenrechte* am Monbijouplatz. Als der Zug in den U-Bahnhof Kaiserhof einfährt, steigt er aus, er will sich den Nazi-Rummel selbst ansehen. Er steigt die Treppe hinauf, sieht die unabsehbaren Reihen der SA-Leute vorübermarschieren, das flackernde Licht der Fackeln auf ihren Gesichtern. Ossietzky betrachtet das Schauspiel einen Moment lang, presst die Lippen aufeinander, dann wendet er sich ab und läuft die Treppe wieder hinunter. Er nimmt den nächsten Zug, um noch rechtzeitig zur Sitzung zu kommen. Die *Liga* will für den kommenden Freitag eine Kundgebung im Beethovensaal vorbereiten, auf der Ossietzky eine Rede halten soll.

*

Harry Graf Kessler geht am Abend ins Hotel *Kaiserhof*, allerdings nicht um den neuen Kanzler zu feiern, sondern zu einem schon lang geplanten Abendessen mit anschließendem Vortrag. Es spricht Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi, ein österreichisch-japanischer Schriftsteller aus uralter Adelsfamilie, der, wo immer er auftritt, für ein wirtschaftlich und politisch vereintes, föderales Europa wirbt.

Kessler kennt diese paneuropäischen Vorschläge, er findet sie sympathisch, aber letztlich nicht überzeugend. Coudenhove-Kalergi kann zwar die Vorteile eines geeinten Europas mit beeindruckendem Wortreichtum ausmalen, geht aber mit allzu leichter Hand über die unendlich vielen Konflikte und politischen Gegensätze hinweg, die den Kontinent spalten. Von dieser Zerstrittenheit kann Kessler ein Lied singen. Nach Ende des Weltkriegs hat auch er ein paar Jahre seines Lebens der

Politik gewidmet. Er warb für seine Idee eines anderen Völkerbundes, in dem nicht die Staaten vertreten sein sollten, sondern überstaatliche Institutionen, also Handelsverbände, Religionsgemeinschaften, Arbeiterorganisationen oder Akademien. Es sollte darum gehen, die Egoisten der Nationen zu bekämpfen und vor allem den grenzüberschreitenden Kräften mehr Macht in die Hand zu geben. Doch die Widerstände gegen den Plan waren zu groß, er blieb eine Utopie, und Kessler gab ihn schließlich verloren.

Beharrlichkeit gehört nicht zu seinen größten Tugenden. Kessler hat sie nicht nötig. Seine Familie ist steinreich, seine Mutter war Britin, sein Vater Deutscher, aufgewachsen ist er in Frankreich, dann in Ascot und Hamburg zur Schule gegangen. Eine Herkunft, die für ihn Fluch und Segen zugleich ist. Weder seine juristische Ausbildung noch seine diplomatischen oder politischen Ambitionen hat er konsequent verfolgt, sondern den größten Teil seiner Zeit als Kunstsammler, Mäzen und Weltreisender verbracht. Es gibt nur wenige bedeutende europäische Künstler oder Schriftsteller, die er nicht persönlich kennt, sein Notizbuch soll, heißt es, zehntausend Namen und Adressen verzeichnen.

Viele, die ihn nicht so gut kennen, sehen in ihm das perfekte Beispiel eines Dandys, ungebunden, hochintelligent und begabt mit einem mustergültigen Stilgefühl. Aber er leidet auch an seiner Ungebundenheit. Er vermisst eine Basis oder einen Sinn, der seinem Leben eine Richtung gibt, und da er seine Homosexualität ängstlich verbirgt, hat er auch nie einen Lebenspartner gefunden. Die spielerische Unbeschwertheit, die zum Idealbild des Dandys gehört, fehlt ihm.

Als Kessler den *Kaiserhof* nach Coudenhove-Kalergis Vortrag verlässt, hat er das Gefühl, in eine Art militärischen Karneval geraten zu sein. Schon auf den Gängen des Hotels begegnet er patrouillierenden SA- und SS-Leuten. In der Halle und vor dem Haupteingang stehen uniformierte SS-Männer Spalier. Als er auf die Straße tritt, sieht er die SA-Kolonnen, die vom Wilhelmplatz aus am Hotel vorüberziehen. Auf dem Balkon über dem Eingang des *Kaiserhofs* steht Röhm zusammen mit dem Berliner SA-Chef Graf Helldorff und einigen anderen aus der zweiten Reihe der NSDAP. Sie können der Versuchung nicht widerstehen, es ihrem großen Führer nachzutun und ebenfalls die Parade abzuneh-

men. Wie er stehen sie Stunde um Stunde, betrachten die Vorbeimarschierenden und lassen immer wieder den rechten Arm zum Gruß der Menge vorschnellen.

Die Bürgersteige und der Wilhelmplatz sind von Gaffern überfüllt. Kessler und seine Freunde wollen noch im Fürstenberg-Bräu am Potsdamer Platz ein Bier trinken, aber sie kommen durch die Menschenmenge nur mühsam voran. Selbst am Potsdamer Platz lassen die Truppführer ihre Leute noch in militärischer Formation marschieren. Doch keiner weiß, wohin eigentlich. Also bleibt es bei einem ständigen Auf und Ab. Kessler will sich das nicht mit ansehen und verschwindet mit seinen Begleitern im Fürstenberg-Bräu. Auch hier reine Karnevalsstimmung. Aber hier passt sie hin.

*

Kurz nach 10 treffen sich Erich Kästner und Hermann Kesten in der *Weinstube Schwanneke*, unweit vom Tauentzien. Hier, im Westen der Stadt, ist es ruhig, auf den Straßen allenfalls verstreute Heimkehrer vom Fackelzug. Die Weinstube heißt eigentlich *Stephanie*, wird aber von den meisten Gästen nach dem Besitzer, dem Schauspieler Viktor Schwanneke, genannt. Es ist kein großes Lokal, nur zwanzig Tische, zum Teil in Fensternischen. Schwanneke ist unter Theaterleuten und Autoren bestens bekannt, also wurde seine Weinstube schnell zu einem der wichtigsten Künstlertreffpunkte der Stadt. Dramatiker wie Brecht, Zuckmayer oder Ödön von Horváth, Kritiker wie Alfred Kerr, Verleger wie Ernst Rowohlt, Schauspieler wie Fritz Kortner, Werner Krauß oder Elisabeth Bergner und Käthe Dorsch sitzen hier beisammen, nicht alle am selben Tisch, dazu sind die ideologischen oder persönlichen Empfindlichkeiten doch zu groß, aber immerhin im selben Raum.

«Wir müssen Deutschland verlassen», setzt Kesten seinem Freund Kästner zu. «Hier können wir nicht mehr schreiben, nichts mehr drucken lassen. Hitler macht Diktatur, lässt Köpfe rollen, macht Krieg.»

«Nein», sagt Kästner, «Sie müssen abreisen, ich muss bleiben.» Kesten ist Jude, er nicht. Er will, erklärt er, den Roman des Dritten Reichs

schreiben. Einer muss Zeuge sein und die Geschichten dieser kommenden Zeit erzählen. Das hat er sich vorgenommen.

*

Der *Sturm 33* der Charlottenburger SA hat den denkbar schlechtesten Ruf. In ganz Berlin ist er inzwischen ein Begriff, wo er auftritt, wird es blutig. Die Chefs des Trupps sind Fritz Hahn und Hans Maikowski, beide erst Mitte zwanzig, aber schon seit Jahren Fachleute des Straßenterrors. Zu den bevorzugten Beschäftigungen des *Sturm 33* gehört es, zusammen mit anderen SA-Abteilungen am Sonntag zum Kurfürstendamm zu fahren, um dort Passanten zu belästigen. Ein uniformierter Teil der SA-Leute geht dann in der Mitte der Straße, brüllt Parolen und schwenkt NS-Fahnen. Rechts und links davon werden sie auf den Bürgersteigen begleitet von besonders kräftigen Kameraden in Zivilkleidung, die jeden anrempeln oder verprügeln, den sie für einen Juden halten oder der nicht die erwünschte Begeisterung für den Aufmarsch und die Fahnen zeigt.

Mit Schlägereien allein geben sich Hahn und Maikowski allerdings nicht zufrieden. Beide haben bei Straßenkämpfen bereits Kommunisten erschossen, seither wird ihre Truppe der «Mördersturm» genannt. Nach ihren Morden sind Hahn und Maikowski jeweils für ein paar Monate im Ausland untergetaucht, später aber weitgehend unbehelligt nach Berlin zurückgekehrt. Die Anschläge der SA werden von der Polizei nicht sehr hartnäckig verfolgt. Als Maikowski im vergangenen Jahr bei Verhören eingestehen musste, einen Kommunisten umgebracht zu haben, wurde er zwar verhaftet, kam aber wenige Wochen später wieder frei durch die von Hindenburg verfügte Weihnachtsamnestie. Als sei ein Totschlag ein Kavaliersdelikt.

Selbstverständlich ist der *Sturm 33* auch beim Fackelzug zu Hitlers Ehren mit dabei. Das hätten sich die Männer um keinen Preis nehmen lassen. Doch nach dem Vorbeimarsch an Hindenburg und den verschiedenen Nazi-Größen haben Maikowski und seine Leute keine Lust, schon nach Hause zu gehen. Sie sind jetzt erst recht scharf auf Krawall und ziehen in den «roten Kiez», ein Viertel Charlottenburgs, das als

Hochburg der Kommunisten gilt. Hier brüllen sie Parolen, pöbeln Passanten an, schlagen Fenster ein und treffen schließlich auf Männer der Häuserschutzstaffeln, die zur Selbstverteidigung gegen solche Übergriffe der SA gebildet wurden. Maikowski und auch Hahn, der wegen seiner auffälligen Haarfarbe «der rote Hahn» genannt wird, sind hier keine anonymen Unbekannten, man kennt sie, man hasst sie, man schreit ihnen Beleidigungen entgegen, die Situation ist explosiv.

Dann, in der Wallstraße, fallen Schüsse. Maikowski bricht zusammen. Und neben ihm ein Polizist, Oberwachtmeister Josef Zauritz. Er hat den *Sturm 33* beobachtet und wollte eben Verstärkung anfordern, weil er ahnte, dass die Lage eskaliert. Beide Männer liegen vor dem Haus Wallstraße 24. Krankenwagen werden geholt, doch die Hilfe kommt zu spät, die zwei sterben wenig später im Krankenhaus.

Nun endlich rücken mehrere Polizeieinheiten an und durchsuchen die anliegenden Häuser. Die Beamten finden drei Anwohner mit Schussverletzungen und verhaften insgesamt fünfzehn Männer, die sie als Tatverdächtige bezeichnen. Im Haus Wallstraße 24, also unmittelbar am Tatort, lebt der Feinmechaniker Rudi Carius. Er ist noch jung, sechsundzwanzig Jahre alt, ein Funktionär der KPD, und er wird von den Ermittlern ebenfalls als Verdächtiger registriert. Doch festnehmen konnten sie ihn nicht, er ist nach der Schießerei sofort untergetaucht und bleibt unauffindbar.

Der Polizei sitzen die neuen Machthaber im Nacken, sie wollen Resultate sehen, aber Carius ist wie vom Erdboden verschwunden. Er hat eine Freundin, eine rotblonde, üppige Schönheit, die als Animierdame im Nachtclub *Bajandere* oder in der Bar *Kakadu* beim Kurfürstendamm arbeitet. Sie heißt eigentlich Emmy Westphal, nennt sich aber Nelly Kröger und gehört mit fünfunddreißig Jahren nicht mehr zu den Jüngsten in ihrem Beruf. Sie trinkt gerne und viel, aber noch hat der Alkohol sie nicht aufgeschwemmt, sie ist nach wie vor sehr attraktiv. Im Juni 1929 hat Nelly im *Bajandere* einen gesetzten Herrn von knapp sechzig Jahren kennengelernt. Mit graumeliertem Schnurr- und schmalem Kinnbart sieht er aus wie ein spanischer Grande. Es ist der Schriftsteller Heinrich Mann, der sich gerade von Trude Hesterberg trennt oder sie sich von ihm. Er ist ein bisschen einsam und verbringt, wie sein Ro-

manheld Professor Unrat, seine Abende gern in Nachtclubs. Nelly, Tochter eines Fischers und eines Dienstmädchens, stammt aus einer ganz und gar anderen Welt als der Patriziersohn Heinrich Mann, über Kunst oder Literatur hat sie nicht viel zu sagen. Aber ihn stört das nicht, er mag es, wenn sie ganz ungezwungen plaudert, manche würden sagen: plappert, und beide kommen aus der Lübecker Gegend, was erste Brücken zwischen ihnen baut. Zudem hat Mann Geschichten zu erzählen, die für Nelly klingen wie aus den Gesellschaftsseiten der Illustrierten: nicht nur von der frechen Trude Hesterberg, sondern auch von den Filmstudios der Ufa in Neubabelsberg, wo die Dreharbeiten zum *Blauen Engel* vorbereitet werden. Im Herbst 1929 erhält Heinrichs Bruder Thomas dann auch noch den Literaturnobelpreis, und die Zeitungen sind voll mit Fotos von ihm und seiner Familie.

Kein Wunder, wenn Nelly sich fühlt, als hätte sie das große Los gezogen. Sie, eine Bardame, und Heinrich Mann, einer der berühmtesten Schriftsteller des Landes. Im Frühjahr lädt er sie für einige Wochen nach Nizza ein, sie wohnen im *Hôtel de Nice*, einem alten Grandhotel mitten in der Stadt.

Aber Nelly hat deshalb nicht mit dem jungen Carius Schluss gemacht. Heinrich und Rudi wissen voneinander, und sie kommen überraschend gut miteinander aus. Ab und zu treffen sie sich in Nellys kleiner Wohnung in der Kantstraße und reden über Politik, eine Gelegenheit, die Mann gerne nutzt, um ein Gespür zu bekommen für das Milieu proletarischer Parteikommunisten, zu dem er sonst keinen Zugang hat. Heinrich Mann ist großzügig, auch wenn er sich denken kann, dass einiges von dem Geld, das er Nelly gibt, bei Rudi Carius landet. So halten sich zumindest dessen Geldsorgen in Grenzen, als er jetzt, nach dem Tod von Hans Maikowski, für lange Zeit aus dem Blickfeld der Polizei verschwinden muss.

*

Nach dem Ende des Fackelzugs spricht Goebbels mit Hitler noch den Terminplan für die vorgesehenen Neuwahlen ab, sie sollen, wenn Hindenburg mitzieht, für den 5. März angesetzt werden. Dann fährt Goeb-

bels nach Potsdam zu Prinz August Wilhelm von Preußen, um mit ihm die Machtübernahme zu feiern. Erst gegen 3 Uhr früh kommt er nach Hause. Dort wartet Fritz Hahn vom «Mördersturm» auf ihn und erstattet Bericht: Maikowski ist tot. Auch ein Polizist namens Josef Zauritz wurde erschossen. Goebbels ist zu erschöpft, um lange zu reden, er verabschiedet Hahn, gut, dass er sich auf ihn verlassen kann. Dann fällt er ins Bett.

Äxte an der Tür

Dienstag, 31. Januar

Thomas Mann ist nervös. Allerdings nicht so sehr wegen der politischen Entscheidung des gestrigen Tages, sondern eher aus literarischen Gründen. Sein Sohn Klaus, gerade aus Berlin und Leipzig zurückgekehrt, will über Hitler reden. Doch zurzeit hat er anderes im Kopf.

In den vergangenen Wochen musste er das Manuskript seines Josephsromans wieder einmal zur Seite legen, um eine Rede zu Richard Wagners fünfzigstem Todestag auszuarbeiten, die er am 10. Februar in der Münchner Universität halten soll. Er hat schon viel über Wagners Musiktheater geschrieben, es ist eine der großen Kunsterfahrungen seines Lebens. Anfangs dachte er, schnell mit der Arbeit voranzukommen, doch dann wuchs sich der Vortrag mehr und mehr zu einem Essay, ja einem kleinen Buch aus. Seine Gedanken und Einfälle drängten mit solcher Macht aufs Papier, dass er Mühe hatte, sie in eine tragfähige Komposition zu bringen.

Aber das war es nicht allein. Nachdem er zugesagt hatte, in München über Wagner zu sprechen, bat ihn die niederländische *Wagner-Vereeniging*, seinen Vortrag im Concertgebouw in Amsterdam zu wiederholen. Dann folgten zwei weitere Einladungen, die Rede in französischer Sprache zu halten: vom belgischen PEN-Club nach Brüssel und ins Théâtre des Ambassadeurs nach Paris – wo er sie sogar noch ein zweites Mal, dann aber auf Deutsch vortragen soll. Eine kleine, ehrenvolle Europa-

tournee. Allerdings bringt sie für Thomas Mann zusätzliche Sorgen mit sich. Er musste, noch während er am Manuskript arbeitete, den französischen Freund und Germanisten Félix Bertaux um eine Übersetzung bitten. Erst vor ein paar Tagen hat er den Essay abgeschlossen. Jetzt muss er ihn rasch auf eine annehmbare Vortragslänge kürzen, sich also unentwegt ins eigene Fleisch schneiden und, sobald die Übersetzung eintrifft, die französische Textfassung einüben, bis er sie mit der nötigen Geläufigkeit präsentieren kann.

Für Politisches bleibt da wenig Zeit. Außerdem hat er schon im vergangenen Jahr in verschiedenen Artikeln und Reden nicht den geringsten Zweifel daran gelassen, was er vom Nationalsozialismus hält, diesem Volksbetrug, der sich umzulügen versucht in eine Revolution. Er kann sich ja nicht immerzu wiederholen. Dennoch hat er sich vorgenommen, für den ehemaligen preußischen Kultusminister Adolf Grimme, der ihn zu einer Wahlkampfveranstaltung der SPD nach Berlin locken will, morgen oder übermorgen noch ein ausführliches *Bekanntnis zum Sozialismus* zu schreiben, das Grimme auf der Kundgebung verlesen soll. Was kann er mehr tun?

Bei Tisch lassen sich Gespräche über Politik dann nicht vermeiden. Erika und Klaus sind spürbar angespannt, Klaus hat offenbar alle Zeitungen gelesen, sogar den *Völkischen Beobachter*, und mokiert sich über den gehaltenen Schmerzton, den die Linkspresse angesichts des Machtwechsels anschlägt. Nach dem Essen brechen beide Kinder auf zur Generalprobe von Erikas *Pfeffermühle*, das Februar-Programm soll morgen Premiere haben. Für ein Kabarett ist Hitlers Machtantritt natürlich ein gefundenes Fressen.

*

Goebbels schläft sich erst einmal aus, dann bespricht er die Planungen für den kommenden Wahlkampf mit seinen Mitarbeitern. Ein erster Propagandahöhepunkt soll die Trauerfeier für Maikowski und Zauritz werden. Die beiden sind, erklärt er, Blutzeugen der nationalen Bewegung, die in der Nacht des Triumphs von roten Mördern heimtückisch erschossen wurden. Er will eine ganz große Inszenierung für sie im Ber-

liner Dom, mit allem Pomp und mit machtvollen Aufmärschen. Der Dom ist zwar eine evangelische Kirche, und Zauritz war Katholik, aber darauf kann Goebbels keine Rücksicht nehmen.

Erst recht nicht auf Maikowski und die wahre Geschichte um seinen Tod. Viele SA-Leute fürchteten in den letzten Wochen, die NSDAP habe sie zwar beim jahrelangen Straßenkampf gegen die Kommunisten die Drecksarbeit machen lassen. Doch jetzt, wo die politischen Ziele endlich in greifbare Nähe rückten, versuchten die Parteichefs sie loszuwerden, um alle Vorteile des Sieges für sich allein zu sichern. Kurz nach Weihnachten trafen sich über sechzig Charlottenburger SA-Führer und sprachen darüber, dass sie vor allem ihm, Goebbels, eine derart miese Intrige zutrauten. Maikowski hat dann, berichteten Goebbels' Informanten, nicht gezögert und lauthals verkündet, in dem Fall werde er es selbst übernehmen, Goebbels zu erschießen.

Es war für Goebbels daher ein Akt politischer Klugheit, Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Als Gauleiter von Berlin ist er ständig von SA-Männern umgeben, er muss ihnen blind vertrauen können. Maikowskis Prahlerei, ihm eine Kugel in den Kopf zu jagen, durfte nicht folgenlos bleiben, jedem einzelnen SA-Mann musste Goebbels klarmachen, dass man über ein Attentat gegen ihn ungestraft nicht einmal nachdachte. Glücklicherweise kannte Fritz Hahn seine Leute vom *Sturm 33* genau und wusste, dass es da einen gab, Alfred Buske, der Maikowski gegen gutes Geld zuverlässig ausschalten würde. Gestern hat Buske das im richtigen Moment erledigt und den einzigen polizeilichen Zeugen Zauritz gleich mit beseitigt. Wenn die übrigen Männer des Trupps beobachtet haben, was da passierte, kann Goebbels das nur recht sein. Diese Warnung wird sich rumsprechen. Er ist kein Mann, der sich drohen lässt.

Ihm gefällt auch der Gedanke, Maikowski sogar jetzt noch, nachdem er ihn hat liquidieren lassen, für seine Zwecke einzuspannen. Ein Kinderspiel, ihn zum Märtyrer zu erklären. Wie einen König will er Maikowski beerdigen lassen und selbst an seinem Sarg sprechen. Hitler und Göring mit dabei im Dom, Kranzniederlegungen, feierliche Stille, Orgelmusik, ergreifende Reden und dann ein Trauerzug durch die Stadt. Ganz großes Staatstheater.

*

Am Abend stürmt ein SA-Kommando in das Haus Trautenaustraße 12 im friedlichen Wilmersdorf. Sobald die Männer vor der gesuchten Wohnung angekommen sind, treten sie die Tür ein, stürzen hinein – und stehen in leergeräumten Zimmern. Keine Mieter, keine Möbel, keine Bilder, nichts. Nur kahle Wände. Die Männer zögern einen Moment, sie müssen mit der Überraschung fertig werden. Dann rennen sie zurück auf die Straße, laufen nach rechts zur Nassauischen Straße. Auch dort stürmen sie in eines der Häuser, schlagen mit Äxten eine Tür ein und stehen in einem leeren Atelier. Keiner da, alles verlassen, sie sind zu spät gekommen.

Der SA-Trupp sucht George Grosz, Maler, Grafiker, Karikaturist. Die Nazis hassen ihn, wie sie wenige andere Künstler hassen. Mit seinen Bildern greift er nicht nur all das an, woran sie glauben und was ihnen heilig ist, ihren Führer, ihre Männerbünde, ihre Kriegsbegeisterung, sondern er macht sie lächerlich, er zeigt sie als aufgeblasene Hampelmänner, Säufer, dumpfe Schlägertypen, Hurenböcke, Gangster. Niemand, der im politischen Kampf ernst genommen werden will, darf einen solchen Gegner unterschätzen. Satire kann tödlich sein. Doch selbst Klagen wegen Beleidigung der Reichswehr oder Angriffs auf die öffentliche Moral helfen nicht. Vier Jahre lang, von 1928 bis 1931, hat sich ein Gerichtsverfahren wegen Gotteslästerung gegen Grosz und seinen Verleger Wieland Herzfelde hingezogen, ausgelöst durch Proteste gegen seine Zeichnung *Maul halten und weiter dienen*, die einen Christus am Kreuz mit Gasmaske und Soldatenstiefeln zeigt.

Die Prozesse endeten mit Freisprüchen oder geringen Geldstrafen und machten Grosz – was die Nazis zur Weißglut gebracht hat – immer berühmter. Doch die ständigen juristischen Angriffe haben ihn auch zermürbt. Die Atmosphäre des Hasses und der permanenten Kleinkriege taten Grosz nicht gut. Immer größer wurden seine Zweifel, ob sich die Vernunft je durchsetzen kann, und damit wuchsen auch die Zweifel an den inneren Antriebskräften seiner Kunst. Würde die Wirkung von Satire, und sei sie noch so gut gemacht, nicht letztlich maßlos überschätzt? Konnte er je darauf hoffen, einer wütenden Masse ausgerechnet durch wütende Kunst die Augen zu öffnen?

Dann kam der Brief aus New York. Die *Art Students League* bot ihm für den Sommer 1932 einen Lehrauftrag an. Grosz war begeistert, Amerika lockte ihn schon seit seinen Kinderjahren. Er sagte sofort zu, es war wie ein Ausbruch aus heillos verfahrenen Verhältnissen. Und als er dann fünf Monate später mit einem dieser riesigen Transatlantikdampfer nach Deutschland zurückkehrte, begrüßte er seine Frau Cläre schon auf dem Fallreep mit der Nachricht, er sei nur gekommen, um mit ihr und den Kindern endgültig nach Amerika auszuwandern. Gleich nach Weihnachten.

Er setzt dabei viel aufs Spiel. In Deutschland ist er ein durchgesetzter Künstler mit besten Verbindungen, in Amerika nahezu ein Niemand. Es wird eine harte Zeit werden, er wird wieder als Lehrer an der Kunstschule arbeiten müssen für 150 Dollar im Monat. Ob er sich noch einmal einen Namen als Maler machen kann, ist nicht sicher. Aber er lässt sich durch nichts von seinem Vorhaben abbringen. Nicht einmal durch die eigenen Zweifel. Er will raus aus diesem Land.

Cläre und er lösen die Wohnung auf, sie packen nur wenig ein. Grosz verschenkt die Möbel, räumt das Atelier leer, lagert Bilder und Bücher bei der Schwiegermutter ein. Es treibt ihn fort wie ein Stück Holz auf einem unbekanntem, unterirdischen Strom. Am 12. Januar 1933 legt die *Stuttgart* in Bremerhaven ab, mit Grosz und Cläre an Bord. Alles, was sie noch besitzen, passt in drei Kisten und drei Koffer. Die Kinder lassen sie bis zum Sommer in Deutschland bei Grosz' Schwester. Die Überfahrt ist mehr als nur unruhig, vor Neufundland erwischt sie ein Sturm mit Windstärke 12. Doch als sie am 23. Januar in New York an Land gehen, herrscht laues Frühlingswetter – genau eine Woche bevor Hitler Reichskanzler wird, acht Tage bevor die SA mit Äxten vor ihrer alten Wohnung und dem Atelier steht.

*

An diesem Tag verfolgt auch eine Gruppe von zehn oder zwölf Nationalsozialisten den sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Julius Leber, der sich nachts mit zwei Leibwächtern auf der Heimfahrt befindet. Schließlich greifen sie den Wagen Lebers an, und einer von Lebers

Leuten verletzt einen der Nazis tödlich. Bei dem Kampf wird auch Leber verletzt. Nach dem Überfall nimmt die Polizei ihn fest, angeblich zum eigenen Schutz.

In Breslau schießt ein Polizeileutnant auf einen kommunistischen Demonstrationzug und tötet einen der Demonstranten.

Bei einer Straßenschlacht zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten in Hamborn am Niederrhein werden ein Nationalsozialist und ein Landjägermeister getötet. Drei weitere Beamte werden durch Schüsse verletzt.

Bei dem Versuch, eine Hakenkreuzfahne niederzureißen, wird ein Kommunist in Velbert bei Essen erschlagen. Am Abend stürmen Kommunisten ein SA-Heim, zwei Nationalsozialisten erleiden Verletzungen.

In der Bahnmeisterei in Harburg bei Hamburg tötet ein Bahnbeamter einen Kollegen in einem politischen Streit. Der Täter erschießt sich daraufhin selbst.

In Zittau wird der örtliche Agent der nationalsozialistischen Zeitung *Oberlausitzer Frühpost* ermordet aufgefunden.

Die Grippeerkrankungen nehmen rapide zu. Allein in Berlin werden heute 572 Neuinfektionen gemeldet.

Fremdblütige Machwerke

Donnerstag, 2. Februar

Ärger für Brecht in Darmstadt. Die NSDAP protestiert gegen die geplante Uraufführung von Brechts *Heiliger Johanna der Schlachthöfe* im Hessischen Landestheater. In der entscheidenden Sitzung des Stadtrats

werden die NS-Abgeordneten von der Deutschen Volkspartei und der katholischen Zentrumsparlei unterstützt. Gemeinsam fordern sie ein polizeiliches Verbot der Inszenierung. Auch eine geschlossene Aufführung für den *Verein der Theaterfreunde* wird untersagt. Nur die SPD verteidigt das Recht des Generalintendanten Gustav Hartung, seinen Spielplan frei zu gestalten.

Hartung gilt als einer der wichtigsten Regisseure und Theatererneuerer des Landes. Brecht kennt ihn und seine Arbeit, drei Jahre lang war Hartung Chef des Renaissance-Theaters in Berlin, bevor er 1931 nach Darmstadt wechselte. *Die heilige Johanna*, Brechts halb parodistische, halb lehrstückhafte Abrechnung mit Kirche und Kapitalismus, entstand schon drei Jahre zuvor, konnte aber bislang nur als gekürzte Hörspielfassung im Radio gesendet werden, gesprochen von so exzellenten Schauspielerinnen und Schauspielern wie Carola Neher, Helene Weigel, Fritz Kortner und Peter Lorre.

Wie schon zuvor in Berlin hat Gustav Hartung in Darmstadt keine völkischen Autoren in seinen Spielplan aufgenommen, sondern Stücke von Else Lasker-Schüler, Erich Kästner, Franz Werfel oder Carl Zuckmayer. Brechts *Heilige Johanna* sollte diese Reihe mit einer besonders prominenten Uraufführung fortsetzen. Für die Nazis ist das Grund genug für eine Hetzkampagne in der *Hessischen Landeszeitung*. Sie werfen Hartung vor, «fremdblütige Machwerke und verstaubte Afterkunst» zu spielen und bevorzugt Juden in seinem Theater zu beschäftigen.

Anstatt jeden Eingriff in die von der Verfassung garantierte Kunstfreiheit zurückzuweisen, kommt Oberbürgermeister Rudolf Mueller von der liberalen Deutschen Staatspartei den aufgebrachtten Abgeordneten im Stadtrat mit einem Kompromiss entgegen: Er verurteilt die marxistischen und kirchenfeindlichen Tendenzen von Brechts Stück, verteidigt aber Gustav Hartungs Arbeit als Intendant. Vor allem die antisemitischen Vorwürfe der Nazis sind in seinen Augen absurd: Unter den 361 Mitarbeitern des Landestheaters befinden sich dreizehn Juden. Das kann man, sagt er, nicht als «Verjudung» bezeichnen.

Die Grippe breitet sich rasant weiter aus. In Berlin werden heute etwa 800 Neuinfektionen gemeldet, inzwischen hat die Stadt über 200 Schulklassen schließen müssen. In Großbritannien sind bereits über tausend Todesopfer zu beklagen. Aus Japan berichtet der Schriftsteller Hans Michaelis in der *Berliner Morgenpost* von einem neuen Schutzmittel gegen Ansteckung: «Die Bazillen-Maske. Ein oval geschnittenes schwarzes Stück Tuch wird vor Mund und Nase gebunden und hat die schwere Aufgabe, den Bazillen den Eintritt zu verwehren.» Allerdings wird die Mund-Nasen-Maske zur Überraschung von Michaelis nur unter freiem Himmel getragen. In der Bahn und im Büro setzen die Japaner die Maske ab. Sie sind der Überzeugung, dass sich die Grippeerreger vor allem auf der Straße verbreiten, nicht in geschlossenen Räumen.

*

Der verletzte SPD-Reichstagsabgeordnete Justus Leber wird von der Polizei vorübergehend freigelassen. Vor dem Polizeipräsidium lauern ihm Bewaffnete auf und feuern auf den Wagen, der ihn ins Krankenhaus fahren soll. Wenig später wird Leber wieder verhaftet. Daraufhin beschließen Lübecker Arbeiter einen vierundzwanzigstündigen Proteststreik.

In Altona kommt es zu einer Schießerei zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten. Ein Passant, der mit seiner Frau spazieren geht, erleidet einen Lungenschuss und stirbt im Krankenhaus. Zehn weitere Personen werden zum Teil schwer verletzt.

In Berlin-Charlottenburg wird bei einer Schlägerei mit Nationalsozialisten ein Kommunist erstochen und ein zweiter verletzt.

Bildnachweis

- S. 9: © Lennart Wittstock
S. 20: © Scherl/Süddeutsche Zeitung Photo
S. 25: © akg-images
S. 31: © Bundesarchiv/Bildstelle
S. 35: © ullstein bild – Herbert Hoffmann
S. 49: © Sammlung Berliner Verlag/Archiv/Süddeutsche Zeitung Photo